Nr. 32. Monatlich vier Nummern. Berlin, 21. August 1871. Preis: Vierteljährlich 25 Sgr. XVII. Jahrgang.

Inhalt: **Modebild** nebst Beschreibung. — **Am Morgen nach dem Benefiz.** Von Karoline Bauer. — **Der Blinde an sein Kind.** Von Hermann Lingg. — **Ein Besuch bei Emanuel Geibel.** Von Rudolf Gottschall. — **Margarethe von Anjou** (mit Illustration). — **Weibliche Studenten in Zürich.** Von stud. phil. Katharina Gundling. — **Auf dem Wege nach Ascot** (mit Illustration). — **Sub litt. X. Y. Z.** Von H. H. — **Der versteckte Dieb.** Skizze von Friedr. Gerstäcker. — **Die Pflege der Schönheit.** Von einer Frau. — **Charade.** — **Auflösungen** des **Räthsels** und des **Rebus** Seite 250. — **Rösselsprung-Aufgabe.** — **Correspondenz.**

Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Kleid von hellgrauem Mohair mit Doppelrock. Der untere Rock ist mit einem breiten Volant garnirt, den am oberen und unteren Rande eine schmale Frisur begrenzt; außerdem ist er an beiden Seiten echarpeähnlich mit mehreren übereinander fallenden Volants besetzt. Diese sowie den unteren Volant zieren Stoffschleifen. Die Tunique, welche an den Seiten kurz, in der vorderen und hinteren Mitte sehr lang ist, garniren Blenden von gleichem Stoff. Eine solche Garnitur begrenzt auch den herzförmigen Ausschnitt der Taille. Kragen von gefaltetem Mull. Bandschleife im Haar.

Figur 2. Anzug von ungebleichter Leinwand für Mädchen von 2 bis 4 Jahren. Die Garnitur bilden abwechselnd je drei übereinander fallende Blenden von gleichem Stoff und écru-farbener Zwischensatz. Taille und Aermel sind am Außenrande mit einer plissé-Frisur von Mull begrenzt. Gürtel und Schärpe von blauem Grosgrainband.

Figur 3. Anzug von hellbraunem Taffet. Der Rock ist vorn schürzenartig mit schmalen Taffetblenden und weißer Spitze garnirt. Die Tunique, Taille und oberer Rock im Zusammenhange, ist mit gleicher Garnitur ausgestattet. Die Taille mit eckigem Ausschnitt wird durch ein Chemiset von gefaltetem Mull vervollständigt. Den oberen Aermel zieren Stoffschleifen. Hut von Brüsseler Strohgeflecht, mit einem Strauß Feldblumen und einem Schleier von gemustertem Seidentüll geschmückt.

Figur 4. Kleid mit Tunique von pensée poult-de-soie. Der Rock des Kleides ist mit getollten Rüschen von gleichem Stoff und mit Schrägstreifen von poult-de-soie in dunklerer Nüance garnirt. An der linken Seite eine Stoffecharpe mit breiter eingeknüpfter Seidenfranze begrenzt. Die Tunique ziert am Außenrande ein breiter schräger Stoffstreifen in dunklerer Nüance, dem eine schmale schwarze Guipürespitze an beiden Seiten gegengesetzt ist. Pensée Seidenknöpfe und Besatz von gleichfarbiger Seidenschnur, welcher Knopfschlingen imitirt, vollenden die Garnitur der Tunique. Hut von Roßhaargeflecht, mit pensée Band und Federn.

Figur 5. Anzug für Mädchen von 4 bis 6 Jahren. Unterer Rock von blauem Kaschmir mit breiter à plissé gefalteter Frisur und Blenden von schwarzem Grosgrain. Oberer Rock und Miedertaille von weiß und schwarz gestreiftem Taffet mit Blenden von schwarzem Grosgrain garnirt. Gürtel mit Schleife von gleichem Stoff. Untertaille von weißem gefaltetem Mull. Hut von Florentiner Stroh. Die Garnitur besteht aus einem Blumentuff und schwarzem Taffetband.

Am Morgen nach dem Benefiz.

Nach mündlichen Mittheilungen und hinterlassenen Papieren einer Freundin erzählt.

Von **Karoline Bauer.**

Heftiges Reißen an der Glocke weckte mich aus dem Morgenschlummer. Er war so süß gewesen, durchwebt von den lieblichsten Träumen. Ich hatte mich auf der Bühne gesehen, umgeben von einem Blumenmeere; lauter Beifallsjubel war mir entgegen gerauscht; wieder und wieder hatte man mich gerufen, und nach dem Fallen des Vorhanges hatten mir die Kunstgenossen ihre Glückwünsche dargebracht, aufrichtige und erheuchelte, und der Intendant hatte mir versprochen, Alles einzusetzen, daß meine Bedingungen bezüglich der Erneuerung meines Contractes vom Könige genehmigt würden, — Alles, wie es gestern Abend in Wirklichkeit geschehen. Und als ich nun die Augen aufschlug, fiel mein erster Blick auf die Bouquets und Kränze, welche Ernestine in frisches Wasser gelegt hatte, und glücklich lächelte ich der treuen Zofe entgegen, welche soeben mit einem Päckchen Briefe ins Zimmer trat.

„Entschuldigen Sie, liebes Fräulein, daß ich Sie schon so früh stören muß," bat Ernestine; „alle Boten harren draußen auf Antwort und gehen nicht vom Fleck."

Ich überflog die Adressen der Briefe und fand nur bekannte Schriftzüge. Schnell waren die Siegel erbrochen, und wenige Blicke machten mich mit dem Inhalte der Zuschriften bekannt.

„Antworte den Ueberbringern," sagte ich zu der Zofe, „ich sei von neun bis zwölf Uhr diesen Vormittag zu Hause!"

Ernestine ging, um meinen Auftrag auszuführen. Als sie zurückgekehrt war, begann sie im Tone freudiger Rührung: „Ach, wenn das doch Ihre selige Frau Mutter noch erlebt hätte! Da gäbe es jetzt etwas zu plaudern! Nun aber haben Sie Niemanden dazu, als die dumme alte Ernstine. Und Ihrer Fräulein Schwester ist es gar nicht schön, sich nicht mehr blicken zu lassen. Sie geben Ihr — —"

„Die Tante ist vielleicht kränker geworden," fiel ich ein. „Doch es ist Zeit, daß ich Toilette mache; denn meine Freunde und Gratulanten werden bald erscheinen."

„Der Engländer," jammerte Ernestine, während ich mich vom Lager erhob, „wird gewiß der Erste sein und zuletzt doch mein Fräulein den würdigeren Freiern wegkapern! Daß Gott erbarm'!"

„Ernestine," rief ich verweisend, „Du nimmst Dir zu viel heraus!"

„Jagen Sie mich fort!" schluchzte das treue Wesen; „aber vom Herzen muß es herunter. Der schöne, elegante, kluge Herr Wilmoth hat falsche Augen; ich traue ihm nicht. O, theures Fräulein, geben Sie ihm noch nicht das Jawort! Lernen Sie ihn erst noch besser kennen! Ich bitte Sie inständigst darum. Ich ginge ja für Sie gern in den Tod. Ich habe Ihrer seligen Frau Mutter versprochen, Sie zu warnen, wenn ich Sie in Gefahr glaube. Seien Sie mir deshalb nicht böse!"

„Nun ja, ich bin es nicht," beruhigte ich Ernestine; „aber Du täuschest Dich. Möchtest Du mich lieber ‚Frau Baronin Meran' tituliren?"

„Auch nicht," erwiederte sie schnell. „Ein prächtiger Herr, mild, gut, aber zu alt und langweilig für Sie."

„Also Keiner findet Gnade vor Dir, Ernestine?" scherzte ich. „Da muß ich wohl ledig bleiben."

„Das Gescheiteste wäre es allerdings," platzte die Aufrichtige heraus, „Ihre Frau Mutter meinte es ja auch."

„Höre auf zu plaudern!" befahl ich unwillig. „Ich bin es müde."

Recht sorgfältig putzte ich mich heraus. Die kleine elegante Wohnung sah durch die vielen Blumen festlich geschmückt aus. Punkt neun Uhr war ich kampfbereit auf meinem Posten.

Klingling, — und Ernestine meldete: „Medicinalrath Römer."

Freundlichst bewillkommnete ich den treuen Freund, der meine selige Mutter vor Allen geschätzt, und der um die Hand meiner jungen einzigen Schwester freite.

„Warum blicken Sie so traurig?" fragte ich überrascht. „Hat Sie denn mein gestriger Triumph nicht erfreut?"

„Gewiß, unendlich," brachte Römer mühsam hervor; „aber — ich bin ganz benommen von dem Betragen Ihrer Schwester. Die Tante ließ mich schon um acht Uhr zu sich rufen. Ich fand sie in Thränen schwimmend; Emma hatte ihr entschieden erklärt, sie weise meinen Antrag zurück; denn sie wolle nicht heirathen, sondern sich der Bühne widmen."

„Sie erschrecken mich tödtlich!" rief ich alterirt.

„Sicher nicht mehr, als es mich erschütterte," gab der edle Mann zur Antwort.

„Die Verblendete!" fuhr ich auf. „Emma, zur Häuslichkeit wie geschaffen, gemüthlich, bescheiden, emsig wie eine Biene, stößt Sie, den ehrenwerthen Mann, der aus reiner, uneigennütziger Liebe das arme Mädchen zur Gattin nehmen will, zurück! Sie hat weder Talent, noch das Aeußere, um auf der Bühne zu reussiren. Dazu ist sie sehr zarter Constitution. Welch' ein Dämon hat sie in der letzten Zeit bestrickt?"

„Ich glaube, der Dämon des Neides," antwortete Römer ernst und bekümmert. „Ihre Triumphe erweckten das Verlangen in Fräulein Emma, gleiche Erfolge zu erzielen. Sie sieht nur Ihre Errungenschaften, gedenkt aber nicht der Mühen, welche diesen voraufgegangen. Was soll ich beginnen, um Fräulein Emma von dem Abgrunde zu retten und ihr und mein Lebensglück zu erhalten? O, rathen Sie, theure Freundin! Sie haben ja als Schwester, welche sie unterstützt, ein Machtwort zu sprechen."

„Emma ist ein Starrkopf," entgegnete ich. „Sie wird auf meinen Rath nicht hören. Nein, von selbst muß sie ihre Thorheit einsehen. Hoffen wir — —"

„Fräulein Emma!" unterbrach Ernestine meine Phrase.

Die Angemeldete stürzte flammenden Blickes und mit hochrothen Wangen auf mich zu.

Den Medicinalrath gewahrend, rief sie spöttisch: „Ah, ich bin wohl angeklagt worden! Desto besser! So kennt Anna bereits meinen Entschluß. Ich heirathe nicht; ich widme mich der Bühne."

Römer zuckte schmerzlich zusammen.

Ich winkte ihm, sich zu entfernen, und bat nur noch, mir zu sagen, wo er später zu finden sei. Er erwiederte: „Von zehn bis elf Uhr bin ich hier gegenüber im Kaffeehause." Er verneigte sich darauf ernst und entfernte sich festen Schrittes.

„Bist Du wahnsinnig?" schalt ich die Schwester aus, als wir allein waren. „Ein solches Glück zurückzustoßen! Wer ist edler und liebenswerther, als Römer, der überdies noch eine hervorragende gesellschaftliche Stellung einnimmt?"

„So heirathe Du ihn doch," meinte sie ironisch.

„Mich liebt er nicht," erwiederte ich kalt; „aber Du verdienst wirklich nicht die Hand des würdigen Mannes."

„Ich will Schauspielerin werden!" rief Emma trotzig. „Ich will aus den Banden der engen Häuslichkeit hinaus, will auch die Freiheit haben, zu thun und zu lassen, was mir gefällt. Erst die Tante pflegen, und nun einem Mann gehorchen, dazu fühle ich keine Neigung in mir. Wenn Du mir nicht Stunden geben willst, so wende ich mich an Andere. Genug, ich wähle Deinen Beruf."

„Aber Du hast kein Talent dazu," entgegnete ich heftig.

„Das sagst Du aus Neid," gab die Schwester zurück. „Du gönnst mir nicht Dein Glück; Du willst allein gefeiert sein, Du bist eine lieblose, pflichtvergessene Schwester!" Und convulsivisches Schluchzen unterbrach die bösen Reden.

Zitternd vor Entrüstung und doch von Mitleid ergriffen, umfaßte ich die Weinende sanft und sagte:

„Nun, so lerne jetzt die Freuden meines Berufes kennen! Verweile während der Besuchsstunden da nebenan in der Bibliothek! Die Portière verhindert, Dich zu sehen, und doch kannst Du Alles hören. Erscheint Dir mein Beruf auch dann, wenn Du bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten seine Licht- und Schattenseiten näher kennen gelernt, noch beneidenswerth, so — ich gelobe es Dir — so bilde ich Dich nach Kräften zur Schauspielerin aus. Fleiß ersetzt bisweilen Talent. Ich weiß nicht, ob mir diesen Vormittag Freud oder Leid beschieden ist; aber meine Vorahnung läßt mich Beides erwarten. Du darfst jedoch erst, wenn ich Dich rufe, kommen, nicht früher. Und dann gestehst Du mir, wie vor Gott, offen und ehrlich, welche Eindrücke Du empfangen hast. Versprichst Du mir das, Emma? Die Hand auf's Herz!"

Schon ruhiger und etwas beschämt küßte mich die Schwester und betheuerte, meinem Verlangen nachkommen zu wollen. Sie trat in das Bibliothekzimmer, und kaum war die Portière hinter ihr zugezogen worden, so meldete Ernestine: „Banquier Ernest." Und unmittelbar darauf erschien der Genannte in der Thüre.

„Ah, Sie wollen wohl die gestrige Einnahme auf Interessen anlegen, fürsorgender Freund?" rief ich dem würdigen alten Herrn freundlich entgegen. „Achthundert Thaler ist wahrlich ein schöner Zuwachs zu meinem kleinen Vermögen. Fünfzehn Thaler, um welche sich meine gestrige Einnahme noch höher beziffert, verwende ich zu meinem Vergnügen."

„Herzliebes Fräulein," entgegnete der treue Freund beklommen, „wollte Gott, ich müßte Sie nicht in Contribution setzen!"

„Contribution? — Mich?" fragte ich staunend.

„Nun — rasch, was Sie doch erfahren müssen!" entgegnete Ernest mit Anstrengung. „Bitte, lesen Sie!"

„Von meinem ehemaligen Vormunde, dem treuen Beistande meiner Mutter," sagte ich, nachdem ich einen Blick in das Schreiben geworfen. Je weiter ich las, desto schwerer wog der Brief in meiner Hand. Zuletzt setzte ich mich wie betäubt auf's Sopha.

„Hochverehrter Herr," lautete das Schreiben, „Sie händigen mir jährlich die Zulage aus, welche meine vortreffliche Mündel mir gewährt, seit ich krank und gelähmt bin. Denken Sie, wie grausam meine Sorgen noch vergrößert werden sollten! Mein einziger Sohn, der Officier, den Sie ja kennen, hat sich verleiten lassen, für einen Kameraden gutzusagen. Dieser ist auf der Jagd verunglückt, und mein Sohn ist dem Wahnsinn nahe. Er muß zahlen oder verliert seine Stelle. Ich frage nun mit namenlosem Wehe, welches mir Herz und Sinn beklemmt: Könnten Sie mir die Zulage für einige Jahre vorstrecken? Mein Sohn wäre dadurch gerettet, und die großmüthige Anna wüßte nichts von meiner Bedrängniß. Ich harre Ihrer gefälligen Antwort sehnsüchtig entgegen."

Ich starrte auf die Zeilen — und Thränen traten mir in die Augen.

„Nun, theures Fräulein," lispelte der Freund, „soll ich dem Verlangen nachkommen? Der gebeugte Mann thut mir unendlich leid."

„Und mir erst," sagte ich und eilte zum Bureau. „Wie viel Jahre wollen Sie?"

„Fünf," antwortete Ernest leise und zögernd.

„Also hier sind fünfhundert Thaler. Lassen Sie — bitte! — augenblicklich die Summe dem Armen einhändigen und schreiben Sie ihm, Gott habe mir mehr bescheert, als ich durch das Benefiz zu erlangen gehofft. Es beglücke mich der Gedanke, im Geiste der seligen Mutter handeln zu können, die dem Vormunde so dankbar ergeben gewesen sei. Nun aber fort, fort! Nicht gezögert, lieber, werther Herr!"

Sprachlos starrte der alte Mann mich an, nahm mechanisch das Packet Thalerscheine, durchflog es flüchtig, ich half, zitternd vor Hast, zählen, und nachdem Alles genau durchgesehen war, küßte Ernest meine Hand und sagte: „Gott lohne es Ihnen! Auf mich zählen Sie in allen Lagen Ihres Lebens wie auf den treuesten Beistand!" Und eilig verließ er darauf das Zimmer.

„Ah," athmete ich auf, „wie beseligt fühle ich mich! Ich konnte helfen, retten!" Und dankend blickte ich zum Himmel. Da preßte mich Jemand in die Arme. Emma war es. Sie wollte sprechen. „Still, still!" befahl ich, halb scherzend, halb zürnend. „Zurück in den Horchwinkel! Es ist noch nicht zwölf Uhr."

„Oh, Anna," weinte sie sanft, „schon jetzt glaube ich klarer zu sehen."

Kaum war die Portière wieder hinter der Schwester zugefallen, so meldete Ernestine schon den Baron Meran an.

„Ich will der Erste sein, der zum gestrigen Triumphe gratulirt," sagte er in seiner gewohnten feierlich pedantischen Weise.

„Sind aber doch der Zweite," lachte ich.

„Und wer hat mich devancirt?"

„Medicinalrath Römer."

„Ein herrlicher Vorgänger! Achte ihn sehr. Freit er nicht um Ihre liebliche Schwester?"

„Allerdings," entgegnete ich mit Stolz.

„Aber wie entzückend spielten Sie die Isaura! Meisterhaft! Das Publicum war hingerissen. Aber je mehr Sie gefallen, desto tiefer sinken meine Hoffnungen."

„Hoffnungen?"

„Böse, böse Zauberin! Spielen die Unwissende! Ist das edel?"

Ich reichte ihm statt aller Antwort meine Hand.

„Zum Behalten?" fragte er.

„Bewahre!" rief ich bestürzt.

„Also keine Aussicht, Sie als Gesandtin an meiner Seite zu sehen?" fragte der Baron, traurig lächelnd, mit bewegter Stimme.

„O, Sie finden sicher schönere Gesandtinnen, als mich, und viel zahmere!"

„In zehn Jahren könnten Sie als Gesandtin brilliren," fuhr mein Freier beharrlich fort. „Einstweilen freilich müßten Sie sich auf meinem Gute in Kurland, bei einer Heerde magerer Kühe, gedulden."

„Wenn's noch fette wären!" platzte ich heraus und lachte — lachte — ganz wie ein Kindskopf, und je verdutzter mich der Gute ansah, desto mehr verfiel ich dem Lachkrampf. Endlich brachte ich vernehmlich heraus: „Zürnen Sie mir nicht, werther, lieber Baron! Ich weiß Ihre Neigung zu würdigen; aber mit mir würden Sie unglücklich und ich — nicht glücklich. Ich vertraue Ihnen; ich verehre Sie, aber als Freundin, und heirathen werde ich nur aus Liebe, — so recht wahrer, unwiderstehlicher Liebe. Ich spiele dann va banque, mit Todesverachtung."

Der Baron erblaßte, und mich traurig ansehend, flüsterte er kaum hörbar: „Ihr ‚va banque' gab mir einen Stich ins Herz, denn ich sehe Sie dem Abgrunde nahe. Würden Sie wirklich es wagen, einem Spieler Ihr Lebensglück anzuvertrauen?"

„Einem Spieler? Nie!" versicherte ich entschieden.

„Und lieben doch — Herrn Wilmoth?"

„Der haßt das Spiel, hat nie eine Karte berührt," rief ich eifrig.

„Dachte ich es doch, daß Sie betrogen seien von dem hinreißend schönen, geistreichen Fremden mit dem Antlitz à la Byron und den noblen Manieren!"

„Betrogen? Um Gotteswillen," schrie ich auf, „deutlicher! Sie sind nicht der Mann, der unbesonnen solch' Urtheil fällt. Sagen Sie mir Alles!"

„Ich bin es Ihnen schuldig, werthes Fräulein, klar zu reden," entgegnete Meran; „denn ich empfinde neben der Liebe innige Freundschaft für Sie. Wissen Sie also: Wilmoth ist der rasendste, leidenschaftlichste Spieler, den es je gegeben. Von zehn Uhr Abends bis Morgens vier Uhr ist er in dem berüchtigten Spielklub zu finden. Er hat gestern große Summen auf Ehrenwort verspielt. Soeben begegnete mir der englische Gesandtschaftssecretair mit hochrothem Kopfe, und als ich ihn scherzend fragte, wer ihn so in Harnisch gebracht habe, da entgegnete er: ‚Ein Landsmann mußte Spielschulden zahlen. Das Spielen ist doch eine Höllenleidenschaft! Zum Glück waren Wechsel eingelaufen für den jungen Lord, den — Wilmoth beaufsichtigt.'"

Mir wurde es schwarz vor den Augen; ich schwankte, Meran unterstützte mich und geleitete mich zum Sopha. „Abermals ein Ideal zerronnen!" seufzte ich aus tiefster Seele. „In Wilmoth glaubte ich den rechten Lebensgefährten gefunden zu haben; er ein Gelehrter, ich Künstlerin, — wie paßte das so schön zusammen! Und wie verehrte er unsere Dichter! Wie entzückend sprach er Deutsch! Und ein Lügner, ein Spieler! Es ist zu schrecklich!"

„Sie sind gerettet," ermuthigte mich Meran, „denn wie ich Sie kenne, verbieten Sie ihm sicher jetzt Ihre Schwelle und verschmerzen bald das zerronnene Ideal. Die innigste Liebe erlischt, wenn man verachten muß."

„Er wollte um halb zwölf Uhr kommen, um mir Wichtiges zu melden," sagte ich etwas gefaßter. „Welche neue Lüge wird er ersonnen haben?"

„Hören Sie Alles ruhig an," rieth der Baron, „und geben Sie ihm dann den Abschied mit Ruhe! Noch Eines: Besitzt er Briefe von Ihnen?"

„Ja, ungefähr acht bis zehn; doch könnte Jedermann sie lesen."

„Bleibt aber doch unangenehm! Fordern Sie alle, zumal auch den, welchen der Fürst Curokin erhaschte!"

„Sprechen Sie in Räthseln?" fragte ich bestürzt.

„Wilmoth," antwortete Meran, „verlor an den Fürsten dreihundert Thaler. Während er im Taschenbuche die Summe notirte, entfiel demselben ein rosa Billet. Curokin haschte darnach und meinte, er schätze es auf dreihundert Thaler. ‚Sie schulden mir,' flüsterte er Wilmoth zu, ‚dreihundert Thaler. Bis ich die Summe erhalte, verbleibt mir der Brief als Pfand.'"

„Und Wilmoth ging darauf ein?" frug ich hastig, bebend vor Zorn.

„Leider!"

„Fürst Curokin," meldete Ernestine.

„Der kommt wie gerufen," sagte ich zu Meran. „O, bitte, bleiben Sie, theurer Freund, und unterstützen Sie mein Vorhaben!"

Strahlend vor Lebenslust, Schönheit und blühendster Jugend schwebte der kaum zwanzig Jahre zählende Fürst ins Zimmer, überreichte mir ein köstliches Blumenbouquet und erging sich in Lobeserhebungen über meine Leistung als Isaura.

Ich bemühte mich, ebenso fröhlich wie er zu erscheinen, und sagte leicht und unbefangen:

„Eben wollte ich Sie bitten lassen, auf einige Augenblicke zu kommen. Baron Meran war so gütig, einen Auftrag von Herrn Wilmoth zu übernehmen, der verhindert ist, Sie heute zu sehen, aber vermuthete, daß Sie mir heute Ihre Glückwünsche darbringen würden." Ich hatte während dieser Worte aus dem Bureau die letzten dreihundert Thaler herausgenommen, sie in ein zierliches Couvert gethan und überreichte dieses jetzt dem Fürsten mit den Worten: „Ich bitte mir das rosa Briefchen dafür aus, welches Ihnen als Pfand eingehändigt worden ist."

Ueberrascht, erröthend vermochte der Fürst auf den coup à bout portant nichts Passendes zu erwiedern, doch bewies er Tact genug, um auf die Sache in der Form des Scherzes einzugehen. Er zog das Briefchen aus dem eleganten Portefeuille hervor, überreichte mir graziös das Schreiben und nahm dafür das Packet in Empfang.

„Nehmen Sie Platz, meine Herren!" sagte ich darauf freundlich und frug den Fürsten, welcher Act ihn am meisten angesprochen.

„O, der letzte," versicherte er mit Emphase, „der letzte!"

„Sonderbar," lächelte ich. „Da müssen Sie einen Doppelgänger haben; denn zu derselben Zeit sollen Sie im Spielclub gewesen sein."

„O, Irrung, Irrung!" stotterte der Fürst verlegen. Es trat eine peinliche Pause ein. Ernestine half uns schließlich aus der Noth.

„Eine kranke Dame," sagte sie, „fleht um eine Minute Gehör. Ihr bischen Bagage konnte sie kaum schleppen. Sie will mit dem nächsten Postzuge fort. Ich fürchte, sie stirbt mir unter den Händen."

„Eine Unglückliche!" rief ich. „Ja, da muß ich der lustigen Gesellschaft entsagen." Baron Meran grüßte mich ehrerbietigst.

und der Fürst sprach noch etwas von glühender Bewunderung; ich merkte aber deutlich, wie willkommen ihm diesesmal die Abkürzung des Besuches war.

Ernestine führte die Dame, die sich mir mit wankenden Schritten nahte. Sie schlug den Schleier zurück, und entsetzt glaubte ich das Schattenbild einer Freundin zu erblicken, der Tochter des Theaterarztes in München, eines während meines dortigen Engagements blühend schönen Mädchens. „Bist Du es, Julie, oder ist es Dein Geist?“ hauchte ich. Die Unglückliche sank in meine Arme und erwiederte mit sichtlicher Anstrengung: „Ich Unglückselige, heirathete wider den Willen meiner Eltern den Gustav Berger, der an unserem Theater die Rollen des zweiten Liebhaber spielte; Du kennst ihn, Du spieltest ja oft mit ihm. Die Eltern fluchten unserem Bunde. Mein Mann gefiel nirgends und wurde immer wüster und unerträglicher. Ich erlag beinahe der Reue und den Sorgen. Er endete durch — Selbstmord.“

„Allmächtiger Gott!“ rief ich aus. „Und wo willst Du hin?“

„Nach Görlitz, ein kleines Engagement antreten, und wo möglich, bald sterben.“

„Nein, Julie,“ rief ich unter Thränen, „Du mußt genesen und Dich mit den Eltern versöhnen! Ich geleite Dich zu Ihnen. Noch heute schreibe ich an die Beleidigten.“

„O Himmel! Also noch Hoffnung gibst Du mir?“ schluchzte die Bedauernswerthe. „O, Du edler Engel!“

„Hoffe, hoffe, liebes Herz!“ sagte ich aus innerster Seele. „Ernestine! Komm!“

Da trat Emma aus der Bibliothek hervor. „Ich will Deine Freundin geleiten,“ sagte sie mit vor Rührung bebender Stimme. „Ins Gastzimmer soll ich sie doch führen, nicht wahr?“

„Ja,“ erwiederte ich, „und hilf, sie zu Bette zu bringen! Schicke auch ins Kaffeehaus! Der Medicinalrath ist dort jetzt zu finden. Ich lasse ihn dringend bitten, zu kommen.“

Klingling erschallte es abermals, und Wilmoth wurde angemeldet. Ich fühlte den Boden unter mir wanken. Es war mir, als sollte ich sterben; ich nahm aber alle Kraft zusammen und that, als bemerke ich kaum sein verstörtes Aussehen. Er begann, ohne die Augen aufzuschlagen: „Ich komme, um Abschied zu nehmen. Meine Mutter ist erkrankt. In einigen Wochen kehre ich zurück, um zu fragen, wenn ich das mich beglückende Jawort empfangen soll.“

Ich entgegnete keine Silbe, sondern bewunderte stumm seine edlen, schönen Züge und seine vornehme Haltung. Der Wohllaut seiner Stimme hatte mich wie stets, so auch jetzt wieder zu ihm hingezogen; aber ich wußte, was mir zu thun oblag, und mußte es auch mit blutendem Herzen geschehen.

Von meinem Stillschweigen frappirt, schlug Wilmoth endlich die Augen auf, und mein Blick sagte ihm jetzt ohne Worte Alles.

„Wegen des Jaworts brauchen Sie nicht wiederzukehren,“ vermochte ich schließlich zu flüstern. „Sie wissen, was uns trennt; oder vielmehr, Sie ahnen es. Also, unverholen: der Brief ist mit dreihundert Thalern eingelöst. Der Spieler, der rasend sinnlose, hat meine Liebe erstickt und mich frei gegeben, um so mehr, als sich ihm der Lügner zugesellt. Ein Spieler besitzt eben alle schlechten Eigenschaften.“

Wilmoth fuhr auf. Seine Stirne röthete sich; die Lippen bebten; die Augen schossen giftige Pfeile, aber sie konnten meinen ernsten, vorwurfsvollen Blick nicht ertragen.

„Ist das Ihr fester Entschluß?“ fragte Wilmoth in größter Aufregung.

„Mein unerschütterlicher Vorsatz, denn mein Vertrauen ist auf ewig dahin,“ entgegnete ich mit mühsam erzwungener Fassung. „Leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl!“ tönte es von seinen gepreßten Lippen zurück. Ich sah ihn fortstürzen, und wie versteinert stand ich gleich einer Bildsäule.

Die helle Stimme eines lieben Collegen erweckte mich aus der Erstarrung.

„Sie bleiben bei uns, theures Fräulein!“ rief er fröhlich. „Soeben hat es mir unser Regisseur mitgetheilt. O, wie freue ich mich dessen! Wie wollen wir zusammen wirken und nach Vollendung streben!“

Der Regisseur, der inzwischen auch eingetreten war, reichte mir die Hand und fügte hinzu: „Weß das Herz voll ist, dessen geht der Mund über. Ja, werthes Fräulein, ich komme als Abgesandter unseres Intendanten. Se. Excellenz läßt Ihnen sagen, daß alle Bedingungen erfüllt seien. Diesen Nachmittag werde er Sie besuchen, um den neuen, zehnjährigen Contract zu unterzeichnen. Nun, ist das nicht eine gute Botschaft? Weshalb sind Sie so stumm? Weshalb so verweinte Blicke?“

„Die Freude hat mich der Sprache beraubt,“ brachte ich endlich hervor. „Dank, Dank für Ihre herzliche Theilnahme! Ich bin entzückt über mein freundliches Geschick. Also auf neue, gute, treue Kameradschaft!“

„Topp, topp!“ riefen beide Collegen. Und Freudenthränen, die den Schmerz um das verlorene Ideal linderten, rannen über meine Wangen. Da trat Emma, den Medicinalrath an der Hand führend, zu uns herein.

„Eduard ist überzeugt,“ versicherte sie, „daß die kranke Freundin sich bei guter Pflege bald erholen werde. Zugleich stelle ich meinen Bräutigam vor. In vier Wochen ist die Hochzeit.“

Ich bemerkte, wie Römer vom Glück strahlte und vor Rührung nicht sprechen konnte. In Emma's lieblichem Antlitze sah ich es wie Verklärung leuchten. Ich drückte die geliebte Schwester innig an mich, und lächelnd flüsterte sie: „Diese Audienzstunden haben mir die Augen geöffnet. Ich erkenne das Beneidenswerthe meines friedlichen Looses. Kannst Du meinem Ungestüm verzeihen? Hast Du mich trotz meiner Heftigkeit von vorhin noch lieb?“

„Von ganzer Seele!“ strömte es von meinen Lippen. Und mich zu den Anderen wendend, frug ich: „Wollen wir nicht sogleich das Verlobungsfest feiern und hier bei mir zu Mittag essen? Liebwerther College, Sie holen in einer Droschke wohl die Tante herbei und Sie, Herr Regisseur, Ihre liebe Frau! Wir wollen dann recht vergnügt sein und von den fünfzehn Thalern, die ich nicht mit auf Zinsen gelegt habe, Champagner trinken und zum Dessert Kuchen schmausen. Sind Sie's zufrieden?“

„Mit Freuden!“ ertönte es im Chor. Mein Vorschlag wurde ausgeführt, und so endete der merkwürdige Vormittag in der gemüthlichsten, fröhlichsten Weise. Beim Mahle brachte der glückliche Schwager in spe ein scherzhaftes Hoch aus auf „die gefeierte Benefiziantin, welche, da sie ihre bedeutende Einnahme zu hohen Zinsen anlege, bald ebenso reich sein werde an schnödem Mammon, wie schon jetzt an Verehrung und Liebe.“

„Seid glücklich, Kinder,“ entgegnete ich ihm, als Alles lachte, „und meine Benefizeinnahme von gestern trägt mir die höchsten Zinsen!“

Der Blinde an sein Kind.

Von Hermann Lingg.

Du siehst! und deine Mutter hebt
Dich froh zu mir empor und sagt:
„Es sieht —“ o du mein Kind, dir tagt
Das Licht, das nie für mich gelebt.

Der Keim, der hier verschlossen blieb,
Ging auf in dir, es sprang der Sarg,
Und du erblickst, was dumpf und karg
Der Andern Wort mir nur beschrieb.

Du siehst! Wie glücklich wirst du sein!
Was Blumen, Thiere, Menschen sind,
Wirst du versteh'n und nicht, mein Kind,
Fühlst du wie ich dich so allein!

Freu' dich der schönen Welt und denk',
So hätte der geschaut, dem nie
Gegönnt war, was er dir verlieh,
Das Schau'n, das herrlichste Geschenk.

Du weißt es nicht, du fühlst es nicht,
Was mir gefehlt ein Leben lang,
Du fühlst ihn nie, den tiefen Drang,
Die Sehnsucht nach dem Licht. [2579]

Ein Besuch bei Emanuel Geibel.

Die Klänge der Musik im Tivoligarten tönten in den schönen Sommerabend; eine bunte Welt drängte sich in den schattigen Gängen; im letzten Abendlicht schimmerte der breite Wasserspiegel der Wakenitz, die aus dem Ratzeburger See kommt, und von Bismarck'schen Dotationen plaudert und auch die hanseatischen Uniformen erinnerten mich daran, daß ich im neunzehnten Jahrhundert mich befand und nicht im Zeitalter der Wullenweber und Markus Meyer.

Ich war in Lübeck, der vielthürmigen Hansastadt, die von ihrer großen Vergangenheit zehrt; die stattlichen Häuserreihen sehen so patricisch aus, die Thürklopfer selbst machen so geheimnißvolle Mienen, als könnte man noch mit ihnen die würdigen Ahnherren herbei klopfen, welche Königen Gesetze gaben; die rothen Ziegelkirchen erheben sich noch so majestätisch, wie zur Zeit, wo man großen Haupt- und Staatsactionen hier die geistliche Weihe gab; vor allem aber sieht die Trave mit ihren Schiffsungeheuern und Schiffsskeletten auf der Werfte noch immer so meerbeherrschend aus, wie in den guten Zeiten. Und das Rathhaus, es ist ja noch immer ein souveraines Rathhaus und hat auch einen souverainen Rathskeller, wo die ungebundene Phantasie, vom Rebensaft angeregt, die ganze Herrlichkeit einer vergangenen Zeit heraufbeschwören kann. Eine eigenthümliche Magie umschwebt die alten Tonnen, aus denen so viele Geschlechter frohen Sinn und Begeisterung getrunken haben — und es ist kein Wunder, daß die Poeten ihre Blumenkränze über die Reifen und Holzrippen derselben hängen. Doch aus wie verschiedenartigen Blumen sind diese Kränze gewunden! Der frivole Pariser Aristophanes verherrlicht den Bremer Rathskeller und singt von den zwölf Aposteln, den heiligen Stückfässern, die schweigend predigen und doch so verständlich für alle Welt; er singt von seiner Geliebten, die so schön ist, wie eine Rose, nicht wie die Rose von Saron, die heilig rothe, prophetengefeierte, nein, wie die Rose im Rathskeller zu Bremen, und als er hinauskommt ans Tageslicht, da erscheint ihm die Sonne als eine rothe betrunkene Nase, die Nase des Weltgeistes, um welche sich die ganze betrunkene Welt dreht.

Im Lübecker Rathskeller aber sieht ein anderer Dichter, der Sänger der keuschen, frommen Minne, „von der nur Gott im Himmel weiß“, die Schatten Wullenweber's und Markus Meyer's erscheinen und der deutschen Flotte den Weg zeigen durch die befreiten Sunde; die Erinnerungen an die Glorie früherer deutscher Seeherrschaft verbinden sich ihm mit der Prophezeihung einer gleich glänzenden Zukunft. Ja nicht blos der alten Helden, auch ihres Sängers mußte ich gedenken im Dämmerlicht des Rathskellers. Emanuel Geibel lebt ja in Lübeck; es ist seine Vaterstadt; selbst aus den Olivenhainen am Fuße der Akropolis hat er sich oft zurückgesehnt nach den alten Giebeldächern der Hansastadt; hierher ist er zurückgekehrt, als die Tafelrunde des Königs Max von Baiern sich aufgelöst hatte und auf kurze Zeit eine preußenfeindliche Stimmung in den regierenden Kreisen überwog, bis die Waffenbrüderschaft des letzten großen Kriegs und die muthige Initiative des kunstfreundlichen Königs in Bezug auf die deutsche Kaiserkrone alle Mißklänge versöhnte. Damals hatte man dem Sänger seine baierische Dichterpension nicht ausbezahlt, wegen eines verherrlichenden Liedes, das er dem König von Preußen bei dessen Anwesenheit in Lübeck gewidmet hatte.

Ich selbst war dem Dichter auf meinen Lebenswegen nie begegnet. Seine ersten zarten Lieder waren mir nicht sonderlich sympathisch gewesen, ich vermochte nie so recht mädchenhaft zu empfinden, mich in die ersten Jugendträume eines minniglich fühlenden Herzens zu versetzen, mit Sternen, Blumen, Schwänen und dem ganzen poetischen Inventar dieser sanften, frommen Lyrik behaglich zu wirthschaften; doch ich begriff, wie Geibel der Lieblingsdichter der Frauen und Mädchen werden, wie seine Lieder in immer neuen Auflagen erscheinen, wie die Componisten den anmuthigen Worten ihre beseelenden Klänge borgen, wie alle Pianofortes und Pianinos der Welt die gesungenen Strophen des Dichters mit ihren Tasten begleiten mußten!

Es geht eine dunkle Sage, Geibel habe selbst einmal erklärt, daß er in der ersten Zeit ein Dichter für „Backfische“ gewesen sei; wir glauben kaum, daß er der begeisterten Gemeinde seiner Jüngerinnen ein so grausames Etikette angeheftet hat, jedenfalls aber sind die halbflüggen Vertreterinnen des schönen Geschlechts ein sehr zahlreiches, sehr dankbares Publicum — und wer zu ihrem poëta laureatus gekrönt worden ist, der darf sicher sein, daß seine Gedichte in eleganten Miniaturausgaben als Weihgeschenke für Confirmandinnen, als Festgaben für den Geburtstags- und Weihnachtstisch stets eine Stätte finden. Und welch angenehmes Loos, in den Herzen vieler tausend junger Schönen zu leben, in ihren Seufzern, in ihren Liebesbriefen, in den zarten Stickereien der Empfindung, zu denen sie die Perlen des Dichters nehmen, ewig zu grünen mit der schönen Zeit der ersten Liebe, die zwar für jedes Herz nur einmal kommt, aber alljährlich tausendfach sich erneuert, wie die Blumen des Lenzes; denn stets neue Anemonen und Veilchen grüßen den Strahl derselben Sonne. Ich begriff das alles wohl, aber ich vermochte es nicht nachzufühlen, denn die Wald- und Wiesenflora der aufblühenden Mädchenherzen war mir fremder; ich fühlte mich mehr hingezogen zu den Fackeldisteln mit seltenen, prächtigen Blüthen und sehr vielen pikanten Stacheln.

Die späteren Gedichte Geibel's aber mit ihrer mannhaften Haltung, mit ihren geschichtlichen Fernsichten, mit ihrem an Schiller anklingenden Idealismus erregten meinen wärmeren Antheil; ich sah in ihrer edeln, künstlerischen Form ein wohlthuendes Gegengewicht gegen die saloppe Manier der Dichter aus der Heine'schen Schule und in ihrem gedankenvollen Schwung eine Hinwendung zur echten Poesie, der Poesie des Geistes, gegenüber jener Photographie, welche nur das Leben nachzumalen sucht, mit Hilfe der wohlfeilen Ingredienzien, die man bei jedem Droguisten kaufen kann.

Ich kenne sie fast alle persönlich, die deutschen Dichter; ich will es nicht verrathen, ob eine Gallerie ihrer Portraits mehr den Eindruck einer Walhalla oder einer Menagerie machen würde. Keineswegs käme im letzteren Fall die Unsterblichkeit zu kurz; denn auch Voltaire ist für einen Affen gehalten worden — und wer darf dem Einsiedler von Ferney seinen unsterblichen Ruhm bestreiten? Jedenfalls gibt es unter den deutschen Poeten interessante Studienköpfe — und auch Geibel darf zu ihnen gezählt werden.

Der Dichter wohnt in der „breiten Straße“, der Hauptader des Lübecker städtischen Lebens, welche das Rathhaus und die prächtige Marienkirche „streift“, die letztere wenigstens durch eine Seitenstraße im Profil sehen läßt. Geibel's Wohnhaus liegt gegenüber der Jakobikirche — hat sich doch auch seine Poesie im Schatten der protestantischen Kirchen angesiedelt; hin und wieder rückt vielleicht bei ihm die Kanzel zu nah an den Parnaß, wo die Musen wohnen, die doch eigentlich schöne Heidinnen sind; aber der biblische Ton steht seiner Dichtung gut zu Gesicht und gibt ihr oft einen Psalmenschwung, wie in dem Gedicht: „Babel“, oder in seinen neuesten Siegesgesängen. Das Haus ist im hanseatischen Stil gebaut, aus rothen Ziegeln, wie die Kirchen Lübecks, und kehrt der Straße seine dreifenstrige Giebelseite zu. Im Innern aber ist es comfortabel eingerichtet. Im zweiten Stock wohnt der Dichter, der mich herzlich begrüßte; ich freute mich dieser Herzlichkeit; denn obwohl sie unter Mitgliedern derselben Zunft und noch dazu einer etwas seitab vom Weltverkehr stehenden Zunft, wie die Gilde der lyrischen Poeten ist, sich wohl geziemt, so bringt es doch mein unglücklicher dichterisch-kritischer Januskopf mit sich, daß ich meinen Sangesgenossen gegenüber nicht immer ein reines Gewissen habe. So warm ich auch als Kritiker stets das Talent anerkannte, so habe ich doch an diesem oder jenem Bild oder Stück, welches dem Dichter vielleicht sehr ans Herz gewachsen ist, empfindlich herumkritisirt oder selbst in das dichterische Charakterbild diesen oder jenen unwillkommenen Zug hinein retouchirt.

Ich frug mich bei der Begegnung mit Geibel, wie sich etwa eine junge Verehrerin den Dichter vorstelle, besonders wenn sie von der neueren Literatur nur die oberflächlichen Kenntnisse besitzt, die man in Mädchenschulen und Pensionsanstalten sich erwirbt, wo man ohne jeden biographischen Compaß nur den Schaum eines Liedes schlürft und höchstens das Etikette des Dichternamens mit in den Kauf nimmt? Eine siebenzehnjährige Klotilde oder Iduna kann es sich nicht anders denken, als daß der Dichter dieser Schwanenlieder, dieser frommen Minne ein junger blonder Minnesänger ist, mit schwärmerischem Augenaufschlag, am blauen Bande die Cither, so wie sie herumzogen von Burg zu Burg, gastlich empfangen von den goldlockigen Burgfräulein, die ihnen den Pocal kredenzten. Die alte Ballade hat freilich jetzt den modernen Frack angezogen; der ritterliche Degen ist verschwunden und statt der Cither haben wir das Clavier, jenen großen musikalischen Klapperkasten, über welchen Richard Wagner ein so unerbittlich strenges Urtheil fällt — aber solch ein moderner Minnesänger muß, trotz aller Hindernisse einer prosaischen Cultur, doch immer das unsagbare schwärmerische Etwas haben, das einem Walter von der Vogelweide eigen war, und mindestens einen blonden Johannisscheitel!

Doch Clotilde und Iduna irren sich; sie haben die Geburtsjahre der Dichter nicht auswendig gelernt, und wenn ihnen die Balladen vorschweben, in denen Sänger eine Rolle spielen, so rufen wir ihnen die Ballade von Uhland: „Des Sängers Fluch“ ins Gedächtniß, die jedenfalls eine von ihnen bei dem letzten Examen declamirt hat. In dieser Ballade kommt ein alter und ein junger Sänger vor; Geibel aber erinnert mehr an den ersteren, als an den letzten; denn sein Haupthaar, das sich keiner üppigen Fülle rühmen darf, ist bereits versilbert; der Dichter hat bereits die Schneegrenze des menschlichen Lebens passirt; er hat seit mehreren Jahren ein halbes Jahrhundert hinter sich; er gehört zu den würdigen Veteranen deutscher Dichtkunst.

Wir kannten Geibel nicht, als ihm „die Locke noch jugendlich um die Schläfe wallte“; doch auch damals kann er nicht den Eindruck eines seufzenden, girrenden Schäfers gemacht haben. In seinem ganzen Wesen ist nichts Süßliches, von dem auch bei vorgerückten Jahren immer ein etwas klebriger Rest übrig zu bleiben pflegt; seine Züge drücken männliche Festigkeit und Biederkeit aus und dies liegt auch im Ton seiner Stimme, der etwas markig Sonores hat und eher eine Neigung für das Pathetische und Salbungsvolle bekundet.

Es ist ja bekannt, daß die Dichter so selten dem Bilde entsprechen, welches sich die Phantasie ihrer Verehrer von ihnen entwirft, daß sie so selten wie die Thäter ihrer geistigen Thaten aussehen. Der moderne Tyrtäos, der wilde stürmische Kriegslieder gesungen hat, ist vielleicht ein schüchterner blonder Jüngling, welcher der Mündung einer Kanone aus dem Wege geht, auch wenn diese nicht geladen ist; der Sänger zarter Liebeslieder ein Don Juan und der lyrische Don Juan ein guter Familienvater. Solche Contraste bietet Geibel's Persönlichkeit nicht; denn wenn wir nicht gerade an die ersten sammetweichen Lieder mit den lyrischen Schwanenfedern denken, sondern an eine „Brunhild“ und „Sophonisbe“, an den „Tod des Tiberius“, den „Bildhauer Hadrians“, „Babel“ und die neuen Kriegslieder, so deckt Erscheinung und Wesen des Dichters vollständig den Eindruck seiner Gedichte.

Leider! ist Geibel krank, wenn auch nicht an ein Schmerzens-

lager, an eine Matratzengruft gefesselt, wie es der ungezogene Liebling der Grazien in der rue d'Amsterdam in Paris war; aber doch durch ein andauerndes Leiden im freudigen dichterischen Schaffen gehemmt. Wenn wir auch nicht das Mal der Muse für einen Kainsstempel halten, so wird doch selten den Poeten des Lebens ungetrübte Freude zu Theil; es liegt etwas Aufreibendes in dem Cultus der Musen, und die Gunst der Zeit ist stets nur einigen Lieblingen zugewendet. Ueber Ungunst des Publicums darf sich indeß gerade Geibel nicht beklagen, dessen erste „Gedichte" eine in Deutschland seltene Zahl von Auflagen erlebt haben; vor poetischer Vielschreiberei schützt ihn der eigene Tact und die Gunst der Könige, die ihm steks Dichterpensionen zur freien Pflege der Kunst zugewendet haben; so verfällt er nicht dem melancholischen Loos vieler Talente, die rasch ihr Gold ausgeben und dann Zeitlebens noch mit ihrem Kupfer wirthschaften. Dafür quält ihn ein inneres Leiden, das ihm nur schmerzfreie Abende gönnt, während er, von dem Erwachen ab, den ganzen Tag über keinen Augenblick ohne Schmerzen ist. Seine letzten Gedichte, auch die Kriegslieder, sind daher Kinder der Passion — das merkt man ihrem kräftigen Schwunge nicht an.

Seine Krankheit verbietet dem Dichter jetzt weitere Reisen; er lebt und wirkt daher in seinem comfortabeln, geräumigen Arbeitszimmer. Das Holzgetäfel der Wand, die soliden dunkelfarbigen Sophas und Sitze, die stattlichen Büchergestelle, Bilder, Statuen, der Blick ins Freie, ins Grüne machen dies Zimmer geeignet für die Inspirationen einer ernsten Muse, welcher jede frivole Tändelei stets ferngelegen hat.

Unser Gespräch berührte sehr wesentliche Fragen unseres literarischen Lebens, unserer dichterischen Zukunft; wir ließen sie alle Revue passiren, die Sangesgenossen, die Lingg, Heyse, Bodenstedt, Freiligrath, Meißner und Andere. Geibel rühmte Wilbrandt's feines Lustspieltalent und sprach, im Gegensatz zu allen denen, welche mißmuthig unserer Bühne den Rücken kehren, die mir erfreuliche Ansicht aus, daß alle noch frischen und rüstigen Talente sich derselben zuwenden müßten.

Ich schied mit dem freundlichsten Eindruck von dem wackern Poeten. Das kleine Dampfboot führte mich nach Travemünde in die Fluthen der Ostsee und zu den Rosen des Herrn Dr. Cords, der aus dem anmuthigen Badeort ein baltisches Schiras zu machen bestrebt ist.

[2864] **Rudolf Gottschall.**

Weibliche Studenten in Zürich.

Von stud. phil. **Katharina Gundling.**

Der „Bazar" hat schon so manches Hutmodell gebracht — vielleicht erlaubt er mir, seine Sammlung von Damenhüten durch ein Modell zu vergrößern, das eben in Schwung zu kommen scheint. So manche Dame hat heutzutage den Ehrgeiz, zu ihren vielen Hüten noch einen, den modernsten, hinzuzufügen, den Doctorhut — und dieser Hut ist es, von welchem ich sprechen will.

Ich habe aus der Correspondenz des „Bazar" ersehen, daß schon manche Dame bei der Redaction angefragt hat, welche Hochschule weibliche Studenten immatriculire, und ich glaube aus den Antworten, welche die Redaction den Fragestellerinnen ertheilt hat, auf ein gewisses Wohlwollen schließen zu können, welches sie diesem Zweige der Frauenfrage entgegenbringt.

Ich habe der Promotion der dritten „Doctorin" persönlich beigewohnt. Maria von Bokowa, die Gattin eines Doctors der Medicin in Petersburg, hat am 22. Juni in Zürich promovirt. Die Russin Frau Sußlowa war die erste, die Engländerin Miß Morgan (promovirt im April 1870) die zweite Dame, welche sich in Zürich den Doctorhut geholt. Die Promotion selbst, welche ohne alle besonderen Eigenthümlichkeiten in der herkömmlichen Weise verlief, kann der eingehenden Schilderung entbehren; vielleicht möchten aber einige kurze Notizen über das weibliche Studentenleben in Zürich im Allgemeinen bei den Leserinnen des „Bazar" eine freundliche Theilnahme finden.

Wir sind unser ungefähr ein Viertelhundert, repräsentiren also den zehnten Theil der Züricher Studentenschaft. Zwei von uns sind bei der philosophischen Facultät (philosophisch-geschichtlich-philologische Section), drei bei derselben Facultät (naturwissenschaftliche Abtheilung) immatriculirt, achtzehn bis zwanzig studiren Medicin.

Wir haben Frauen und Mädchen aller Nationen und aller Altersstufen unter uns. Amerikanerinnen, Engländerinnen, Russinnen bilden jedoch die Mehrzahl; Oesterreich und Deutschland sind stark in der Minorität, letzteres durch eine Bayerin, die Medicin studirt, ersteres durch mich vertreten. Auch eine Polin ist da. Dem Alter nach bewegen sich die meisten Studentinnen zwischen zwanzig und dreißig. Ich mit meinen achtzehn Jahren freue mich der Thatsache, die jüngste Studentin zu sein und doch schon zwei Semester hinter mir zu haben. Manche Studentin ist allerliebst — so jene kleine, kaum zwanzigjährige Frau aus Rußland, der das Kindermädchen den Sprößling, der kaum ein Jahr alt ist, in einem Kinderwagen zum Colleg nachfährt. Mama geht in die Anatomie — das Kindchen sonnt sich inzwischen in den Gartenanlagen vor der Universität.

Die Professoren sind uns im Allgemeinen freundlich gesinnt, denn sie sehen und anerkennen bei jeder Gelegenheit unsern Fleiß. Der liebenswürdige Philologe Professor Schweitzer — ich spreche jetzt von meiner Facultät — nimmt sich unser mit der größten Theilnahme an und verspricht uns ein Privatissimum über Homer. Ewig Schade, daß Frau Professor Schweitzer nicht mehr lebt! Sie verstand sich auf die lateinischen und griechischen Classiker wie der tüchtigste Professor, und die jüngeren Professoren in Zürich sind auch wirklich bei ihr in die Schule gegangen. Sie bat Hunderte zum Examen vorbereitet und hatte eine vortreffliche Unterrichtsmethode. Ich bin bei ihr im Latein in drei Monaten so weit gekommen, wie ein Gymnasiast in drei Jahren. Eine Herzkrankheit warf sie leider im Anfang des Winters auf das Krankenlager, von dem sie nicht wieder aufstehen sollte. Frau Schweitzer hatte als Fräulein Siedler im Anfang der dreißiger Jahre an der Züricher Universität studirt, zu einer Zeit, wo Frauen nur ausnahmsweise an dieser Universität Vorlesungen hören, aber nicht promoviren durften. Auch der Professor der Philosophie, Kym, der Professor der Geschichte, Büdinger, der an einem großen Geschichtswerke arbeitet, und Vater Kinkel, der greise Poet, sehen uns Studentinnen mit freundlichem Wohlwollen an. Die Professoren der Medicin, darunter Celebritäten ersten Ranges — die ausgezeichneten Lehrkräfte sind Veranlassung, daß die Frequenz der Züricher medicinischen Facultät in diesem Semester auf 159 gestiegen ist — geben den Studentinnen fast durchgehends ein gutes Zeugniß. Selbst die alten Herren von der juristischen Facultät verhalten sich nicht abwehrend gegen die weiblichen Eindringlinge. Der greise Professor Osenbrüggen sagte, als er mir im October vorigen Jahres beim Immatriculationsacte das Gelöbniß abnahm, in gutmüthig-jovialem Tone zu mir: „Ich hoffe, Sie werden sich nicht duelliren!"

Ein nicht genug zu schätzendes Glück ist es, daß in den sieben Jahren, seit Frauen als ordentliche Studenten in Zürich zugelassen werden, keine Unfähige oder Unfleißige die Sache discreditirt und so den Gegnern der höheren Frauenbildung eine willkommene Handhabe zu Angriffen geboten hat. Drei Frauen haben bereits, wie Eingangs erwähnt, promovirt, eine vierte, die Amerikanerin Miß Dimoc, befindet sich eben in der Clausur, um das schriftliche Examen zu machen, die Engländerinnen Miß Walker und Miß Atkins sind auch nicht mehr allzuweit vom Ziele entfernt. Alles ist im schönsten Zuge, die Frauen führen Schlag auf Schlag den Beweis, daß sie, wenn man ihnen freisinnig die Schranken öffnet, in geistiger Arbeit gleichen Schritt mit dem Manne zu halten und selbst die Lücken auszufüllen vermögen, die eine etwas mangelhafte Vorbildung vielleicht hier und da zurückgelassen hat.

Das Benehmen der Studenten ihren Colleginnen gegenüber ist durchaus würdig und achtungsvoll. Der Züricher Senat konnte im vorigen Jahre, von der Würzburger Universität über die Erfahrungen befragt, die thatsächlich bezüglich der Zulassung von Frauen zum Universitätsstudium gemacht worden sind, antworten, daß die gemachten Erfahrungen die besten seien, daß die Professoren in ihren Vorlesungen keine besondere Rücksicht auf die weibliche Zuhörerschaft nähmen, daß daher von einer Herabdrückung der Wissenschaft keine Rede sei, daß sich die Frauen durch Fleiß und eifervolles Erfassen der Sache hervorthäten, daß das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander ein correct collegiales und daß nie eine Ausschreitung vorgekommen sei, was wohl eben so dem gediegenen, nüchternen Sinn der Schweizer Studentenschaft wie dem würdigen Benehmen der weiblichen Studenten zuzuschreiben sei.

Die meisten Studentinnen leben in dem sogenannten Studentenviertel, in Hottingen, Fluntern und Oberstraß. Mitunter befinden sich in derselben Pension Studenten und Studentinnen einquartiert. Andere Studentinnen haben, wie ich, ihre Anlehnung an ein gemüthliches Familienleben gesucht und gefunden.

Zürich sorgt dafür, daß der Sinn der Studentinnen nicht auf Allotria gelenkt und zerstreut werde. Keine Bälle, kein Corso, die Geselligkeit auf Null reducirt, der Gelehrte vom Kaufmann, der Deutsche vom Schweizer separirt: das ist das Bild des socialen Lebens in Zürich. So theilt man seine Zeit zwischen die Auditorien und das Museum, welches eine reichhaltige Bibliothek, viele hundert Zeitungen und Zeitschriften in drei comfortablen Sälen hat und so liberal ist, seine schönen Räume auch weiblichen Mitgliedern zu öffnen. Uebrigens steht dem immatriculirten Studenten auch die Stadt- und Cantonsbibliothek offen.

So wiederholt sich denn in Zürich, was in der Blüthezeit Italiens an den italienischen Hochschulen an der Tagesordnung war. Erzählen uns doch die italienischen Literaturgeschichten von weiblichen Studenten und Professoren, von der Dottoressa in Bologna, die so schön gewesen, daß man, wenn sie Vorlesungen hielt, eine Blende zwischen sie und ihr Auditorium stellen mußte, weil man sonst für die Köpfe und Herzen der Studenten das Schlimmste hätte besorgen müssen. Und was Shakespeare den Frauen zugetraut, das zeigt er im Kaufmann von Venedig, wo er Porzia die Rolle des Richters spielen und durch ihr weises und gerechtes Urtheil Shylok's Schein illusorisch werden läßt.*)

[2865]

*) Die Verfasserin erklärt sich in dem Begleitschreiben bereit, Damen, die sich für die Sache interessiren oder daran denken, in Zürich zu studiren, alle wünschenswerthen Aufschlüsse über die Züricher Verhältnisse zu ertheilen. Wir werden darauf bezügliche Anfragen und Briefe gern an die richtige Adresse befördern. D. Red.

Margarethe von Anjou.

Nur wenige Worte mögen unsere Zeichnung begleiten.

Die Königin Margarethe ist's, des schwachen Königs Heinrich VI. von England stolze, herrschsüchtige Gemahlin, ungebeugt noch von der schwer lastenden Wucht des Unglücks, das sie und ihren Gemahl vernichtend heimgesucht. Denn seit zwei Jahren nun irrt sie flüchtig, geächtet und heimathlos umher, die Schlacht von Townton (1461) hat die rothe Rose geknickt, York triumphirt, Lancaster liegt am Boden; König Heinrich weilt auf fremder Erde und bricht bei den Schotten das harte Brot der Verbannung, kraftlos zuschauend, wie sein kühnes Weib Himmel und Erde in Bewegung setzt, um die geraubte Krone wieder zu gewinnen. Auf französischem Boden hat sie eine Hand voll Leute geworben, mit denen sie waghalsig in England landet. Bald ist die kleine Schaar zersprengt und Margarethe von Allen verlassen, ein schutzloses Weib und eine verzweifelnde Mutter; denn mit ihr leidet ihr Knabe, der zehnjährige Eduard, der Erbe der Krone. Und noch hat das launische Glück an ihr seinen Hohn nicht erschöpft; der Adel ihres Unglücks feiet sie nicht vor niedrigeren Heimsuchungen. Da sie ruhelos durch die Wildniß dahinirrt, fern von den Wohnungen der Menschen — denn auf ihrem und des Knaben Haupt lastet Acht und Bann — treten ihr Raubgesellen entgegen; noch mochte es lohnen, sich dieses Fanges zu versichern, an ihren Gewändern funkelt reiches Geschmeide und die Börse ist schwer voll Gold. Das Werk der Plünderung ist rasch vollzogen, wohlgefällig schauen die Männer auf die reiche Beute, die sie zu theilen beginnen; bald aber erhitzt sie ein Streit und läßt sie der Gefangenen vergessen. Da reißt, kühn entschlossen, Margarethe den Knaben an sich und sie stürzt in das pfadlose Dunkel des Waldes. Schon ist sie weit genug von ihren Bedrängern, um sich gerettet zu glauben; da gebietet eine rauhe Stimme ihr Halt, und vor sich erblickt sie einen Mann, dem Raub und Mord als Gewerbe an die Stirn geschrieben. Prüfenden Blicks schaut der Elende auf das hohe Weib, an das sich ängstlich der Knabe geschmiegt hat: „Fürwahr ein guter Fang, der reiche Lösung verheißt, und wie es auch komme, das schöne Weib ist mein, darum fort mit dem Knaben." Margarethens fieberhaft arbeitender Geist erräth den Gedanken des Verbrechers. Hoch auf bäumt sich der Stolz des königlichen Weibes und läßt sie das Wort finden, das sie rettet; festen Blickes schaut sie auf ihn und mit der ganzen Majestät des Unglücks herrscht sie ihn an: „Hier vertraue ich Dir den Sohn Deines Königs." Wie ein Blitz fallen diese Worte in die rohe Seele des Mörders, er fühlt sich geadelt durch das Vertrauen der Fürstin. Demüthig neigt er sich vor ihr und geleitet sie sammt dem Knaben zu den Ihrigen. Und alsbald beginnt das wechselvolle Spiel des Glücks um die Krone von Neuem. ρ.

Margarethe von Anjou. Zeichnung von Grot'Johann.

Auf dem Wege nach Ascot.

Auf dem Wege nach Ascot.

Heute Ascot! Oh! delightful, delicious!

Miß Lucy hat kaum die Fesseln des Traumes von sich geschüttelt und schon ist sie an das Fenster gesprungen und jagt ihre Blicke über den Horizont.

Delicious! Delightful! Die schönste Maisonne, klar und goldig, lacht herab! Das ist eine Freude, ein Leben, eine Bewegung!

Miß Lucy, die ich dem Leser so unangemeldet vorführe, ist ein junges englisches Wunder der Schöpfung, das man sich so reizend wie möglich denken mag. Sie ist blond, luftig und schlank, ein Modell der stolzen, echt britischen Race, schön wie eine Venusstatue und kühl wie der carrarische Marmor, aus dem sie geformt wurde. Kühl bis ans Herz hinan. Hundert Anbeter könnten ihr Selbstmord schwören, und Miß Lucy's Wimpern würden nicht zucken.

Heute aber ist es anders. Ein Zauberstab hat den Marmor berührt und Leben über ihn gegossen. Miß Lucy würde hüpfen vor Wonne, wäre das Hüpfen nicht gar so anstrengend und zudem gefährlich für die neue blauseidene Robe, die heute zum ersten Male in die Welt eingeführt werden soll.

Und welches glückliche Ereigniß hat diese plötzliche Wandlung bewirkt? Der Leser wird kaum glauben wollen, daß es das nach unseren deutschen Begriffen bescheidene Vergnügen eines Pferderennens in der Nähe von London ist, dem diese magische Kraft innewohnt. Uns ist es kaum anders gegangen. Wir sind schon manchmal mit sehr kühler Erwartung zu diesen hippischen Festvorstellungen herangetreten und mit noch kühleren Eindrücken von

ihnen zurückgekehrt. Man muß Engländer sein, um sich mit Leib und Seele den Genüssen der „Courses“ hingeben zu können. Der Engländer allerdings ist im Stande, vollständig in ihnen aufzugehen, auch wenn er kein activer Sportsman, sondern lediglich Zuschauer ist. Ich habe mich oft gefragt, worin der unwiderstehliche Zauber liegen mag, denn all' Ding muß seinen vernünftigen, begreifbaren Grund haben. Die Preise, welche gewonnen, die Summen, welche verwettet werden, die mageren Jockeys, welche sich die Beine und wohl auch einmal das Genick brechen, die rothen Devonshire-Jägercostüms der Reiter, der auf dem Turf in Strömen fließende Champagner, die bunte, bewegte und geputzte Menge der Zuschauer und Zuschauerinnen, alles das sind Momente, die wohl eine vorübergehende Volksbelustigung, nicht aber eine in Fleisch und Blut übergegangene Nationalliebhaberei erklären können, und ich gehe dabei gewiß schon sehr weit, wenn ich gestürzte und zerbrochene Jockeys in das Programm von Volksbelustigungen mit aufnehme. Wir müssen, um zu dem vernünftigen Kern zu gelangen, von der Staffage absehen und den Urgrund in der Rolle suchen, welche die Hauptperson des Schauspiels, das Pferd selbst, spielt, und diese Rolle möchte sich dahin bestimmen lassen, daß das Pferd, indem es mit seines Gleichen um den Preis der Schnelligkeit kämpft, in dieser Ausübung einer seiner hervorragendsten natürlichen Fähigkeiten, ganz seine ihm von der Natur zugewiesene Bestimmung erfüllt und sie dem Auge in harmonischer Weise zur Anschauung bringt. Und in der That, der über die Fläche dahinsausende Renner zeigt sich in der schönsten Gestalt und Haltung, die anzunehmen sein Körper fähig ist. Er gibt ein Bild der Kraft und der Geschicklichkeit, der Ausdauer und ehrgeizigen Wetteifers, und das letztere im edelsten Sinne des Wortes, denn von dem Trödelpreis, den der Sieg seinem Herrn eintragen soll, der dessen Pulse höher schlagen macht und ihm die Gluth in die Wangen treibt, von diesem Mammonslohn weiß das edle Thier nichts und würde sicher die Herren in den rothen Devonshirejacken herzlich abgeschmackt finden, wenn menschliches Denkvermögen eines Tages sein Gehirn durchzuckte.

Ich bin sicher, daß die schöne Miß Lucy von Betrachtungen dieser Art nicht im Mindesten heimgesucht wurde, als sie mit ihren Freundinnen, von dem Gentleman der Familie und der Bekanntschaft begleitet, im Coupé des Great Western Railway Platz nahm. Dazu hatte sie viel zu viel auf ihre Toilette zu achten, und ihre Freundinnen nicht minder. Die Toilette spielt am Tage von Ascot eine Hauptrolle, und zwar, kann man sagen, im guten Sinne. Ascot nimmt in dieser Beziehung sowohl vor Epsom und den übrigen englischen Renntagen, als auch vor dem französischen Longchamp eine bevorzugte Stellung ein; es ist nicht der Tummelplatz herausfordernder, marktschreierischer Modeschaustellungen. In Ascot gibt sich in überwiegender Zahl die Londoner Gentry, der höhere Bürgerstand, Rendezvous. Der Ort liegt nahe genug der Hauptstadt, um auch dem mit seiner Zeit geizenden Geschäftsmanne den Ausflug ohne Unbequemlichkeit zu gestatten, und zugleich weit genug, um das profanum vulgus abzuhalten. Man befindet sich daher in Ascot in guter Gesellschaft. In jeder Einzelheit tritt dieser gute Ton der Gesellschaft zu Tage. Die Toiletten der Damen sind reich und gewählt, aber meist einfach, und darum um so geschmackvoller. Man ahnt den Wunsch zu gefallen, ohne Aufsehen zu erregen, oder die Nachahmung herauszufordern. Seit Monaten vielleicht ist über die Farbe und den Schnitt des neuen Kleides nachgedacht, das zum Feste von Ascot den ersten Ausgang machen soll, und doch möchte der Gentleman der Dame, die er führt, abgeschmackt erscheinen, wollte er seine Lobsprüche und Huldigungen auf diesen Gegenstand richten. Ebenso sind die vielgestalteten Fuhrwerke, welche die Straße nach Ascot in buntem Nebeneinander und Durcheinander bedecken, durchweg elegant und comfortabel; doch ist die Prunkcarosse ebenso selten, wie der gemiethete Wagen.

Nicht der geringste Theil dieses ländlichen Vergnügens ist der Weg nach Ascot selbst, zumal wenn man denjenigen einschlägt, den unsere Gesellschaft gewählt hat. Die Eisenbahn führt bis Windsor, wo die Wagen bereit stehen. Von dort geht es durch den herrlichen Windsorpark, der erst kurz vor Ascot endigt. Fährt man von London direct nach Ascot, über Hammersmith und Egham, so durchschneidet man nur eine kleine Ecke dieses Parkes. Der Rennplatz selbst ist hübsch gelegen, saftige grüne Matten schließen ihn ein. Das Leben auf dem Wege nach Ascot ist am Tage des Hauptrennens, dem sogenannten „Cup-day“, überaus bunt und bewegt; es steht keineswegs dem englischen Hauptrennen, dem „Derby-day“, in Epsom nach, macht vielmehr durch die obenerwähnten Vorzüge den alten Ruf wahr, daß Ascot die fashionabelsten courses in ganz England sind.

Gerade für die Damen bildet die anmuthige Fahrt durch den kühlen, schattigen Park von Windsor mit seinen majestätischen, jahrhundertealten Eichenstämmen den Haupttheil des Genusses, und jetzt, da wir sehen, wie gar unschuldiger Art das Vergnügen ist, dessen Erwartung die sonst so ernste und theilnahmlose Miß Lucy in ein frohlockendes Mädchen verwandelt hatte, wollen wir ihr auch die Freude nicht verderben und anerkennen, daß eine Fahrt nach Ascot, wenn die schöne Maisonne über Wald und Wiesen glänzt, ein reizendes, begehrenswerthes „pleasure“ ist, und sollte man auch selbst zu dem „Starting“ die Zeit versäumen; denn das Grün des Waldes ladet zur Rast und zum Frühstück unter einem Laubdach ein.

Unser Bild zeigt eine Scenerie der Promenade im Parke. Miß Lucy ist überglücklich; man sieht es an dem Ausdrucke der Befriedigung, welcher auf ihren Zügen ruht. Das Incognito will ich nicht verrathen. Doch bin ich sicher, daß die Mehrzahl meiner liebenswürdigen Leserinnen, welche auf dem Bilde nach Miß Lucy suchen, ihre Wahl auf eine und dieselbe Figur richten wird. Diese Figur — sonderbar — ist Miß Lucy nicht.

Sub litt. X. Y. Z.

„Gefällige Offerten bittet man sub litt. X. Y. Z. in der Expedition dieses Blattes niederzulegen.“

Wörtlich oder fast wörtlich so ist's täglich zu Dutzend Malen in allen Blättern des In- und Auslandes zu lesen. In jeder Berufsclasse werden durch diese schlichten Worte die weitestgehenden Hoffnungen erweckt, Tausende und aber Tausende aus der großen irregulären Armee der Geschäftslosen und Unzufriedenen, derer, die eine Stelle suchen oder „sich verbessern“ wollen, werden dadurch angeregt, dem geheimnißvollen X. Y. Z. ihre Dienste anzubieten, ihre Vorzüge zu rühmen und in möglichst bescheidener Form dem Unbekannten die Ueberzeugung beizubringen, daß er nun den Rechten gefunden habe und in seinem eigenen Interesse nichts Gescheideteres thun könne, als schleunigst auf das submisseste Anerbieten einzugehen.

Der betreffende Brief wird in der Zeitungsexpedition abgegeben. Ein tiefinniger Seufzer der Befriedigung entringt sich der Brust des Supplicanten, sobald er wieder auf der Straße ist. Sein Herz schlägt freier und getroster, sein Blick leuchtet zuversichtlicher, er schaut kecker in die schöne Welt hinein; denn nun hat ja hoffentlich die Noth ihr Ende erreicht. Er hat gefunden, was er so lange vergeblich gesucht: eine Stellung, die seinen Neigungen entspricht und die ohne Zweifel einträglich genug ist, um ihn in den Stand zu setzen, die drückenden Schulden, welche er während seiner unfreiwilligen Ferien machen mußte, abzutragen, den Bedürfnissen der Gegenwart in anständiger Weise zu entsprechen und vielleicht gar von dem Ueberschuß ein kleines Sümmchen für die Wechselfälle der Zukunft aufzusparen.

Hoffentlich! — Am andern Morgen wird er in der That durch den Freudenbringer, den Briefträger, geweckt. Aber ach! nicht die ersehnte Botschaft ist es, welche seinen Morgenschlummer kürzt. Im Gegentheil. Sein Schneider erklärt ihm in einem unfrankirten und höflichkeitskargen Briefe, daß nunmehr seine, des Schneiders, Geduld am Ende sei und daß er, wenn ihm der seit Jahresfrist schuldige Betrag nicht umgehend zugesandt werde, die Sache den Gerichten übergeben werde. — Es vergeht noch ein Tag, zum dritten und vierten Male begibt sich die Sonne zur Ruhe und der unbekannte Gönner X. Y. Z. gibt noch immer kein Lebenszeichen von sich. — Und wieder vergehen einige Tage, jetzt sind schon Wochen vorüber, X. Y. Z. schweigt noch immer und der Supplicant sieht ein, daß er Luftschlösser gebaut hat, legt auch diese Hoffnung zu den übrigen und ruft enttäuscht aus: „Es war wieder nichts!“

Woher die Erfolglosigkeit seines der Berechtigung so würdigen Anerbietens? Führt überhaupt der vielbeschrittene Weg der Zeitungsannonce nicht zum Ziel? Das kann der Grund nicht sein. Man hat ja erlebt, daß „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ sogar eheliche Verbindungen und, wie man versichert, obenein glückliche Ehen zu Stande gekommen sind. Viel sicherer im Erfolge hat sich das Inserat auf dem weniger riskanten Gebiete der Stellenbesetzungen erwiesen; es ist notorisch, daß durch die große Allerweltsvermittlerin, welche man die Zeitung nennt, zwischen Stellenbesetzer und Stellenbewerber sehr häufig beiderseitig ersprießliche und dauerhafte Verbindungen angeknüpft worden sind. Also die Zeitung ist nicht daran schuld, daß der Supplicant seine alten Schulden nicht nur nicht bezahlen kann, sondern sogar genöthigt ist, neue hinzuzumachen.

Ist vielleicht der Andrang so groß, daß in dem stürmischen Chorus der Bewerber die Stimme des Einzelnen ungehört verhallt? Das kann unter Umständen richtig sein; aber in dem Falle, den ich vor Augen habe, ist's nicht zutreffend. X. Y. Z. hat auf dem Zeitungsbureau nur eine kleine Anzahl von Offerten gefunden, welche auf seine Annonce Bezug haben; unter diesen wenigen ist aber keine einzige, welche ihm volles Vertrauen einflößt.

Alle diese Briefe — unter ihnen auch der unseres Supplicanten — lassen dem Inhalt oder der Form nach sehr viel zu wünschen übrig. Kein einziger erweckt in Freund X. Y. Z. den Wunsch, die persönliche Bekanntschaft des Schreibers zu machen.

Da liegt's!

Es ist in der That eine alte Erfahrung — und Jedermann, der in die Lage gekommen ist, ein Gesuch in die Zeitung einrücken zu lassen, wird sie bestätigt gefunden haben — daß unter all' den Briefen, welche auf eine Annonce hin eingehen, sich nur selten einer befindet, welcher den Empfänger annähernd befriedigen könnte. Die einen sagen zu viel, die anderen zu wenig, die einen sind in winselnd devotem, die anderen in arrogantem Tone abgefaßt, die einen sind gekünstelt und unwahr, die anderen geradezu falsch. Und doch kommt so viel, oft Alles auf das Bewerbungsschreiben an. Wie manchem mag eines ungeschickt abgefaßten Briefes wegen eine Stelle entgangen sein, die er bei seinen Fähigkeiten auszufüllen im Stande gewesen wäre und die ihn vor trüben Tagen, vor Entbehrungen und Demüthigungen hätte bewahren können! Die Sache ist wirklich ernsthaft genug, daß es verlohnt, darüber nachzudenken. Und wenn diese Zeilen kein anderes Resultat hätten als das, aus dem Schreiben eines Bewerbers oder einer Bewerberin nur eine einzige störende Unart oder Ungehörigkeit zu entfernen, ich würde nicht bereuen, sie geschrieben zu haben.

Gewiß ist's keine Kleinigkeit, ein solches Bewerbungsschreiben zweckmäßig und vernünftig abzufassen. Der Schreiber fühlt die unbehagliche Wirkung der Situation, in welcher er sich befindet; er sagt sich, daß er einen vortheilhaften Eindruck machen muß, und das Bewußtsein, daß die Sätze, welche er niederschreibt, unter Umständen seine ganze Lebensstellung zu ändern geeignet sein können, raubt ihm die Unbefangenheit des Geistes. Und so kann es ihm dann ergehen, wie denen, die von sich ein „schönes“ photographisches Porträt haben wollen und die demgemäß, sobald sie vor dem verhängnißvollen Apparat sitzen, sich mit einem unmöglichen Lächeln behaften, das die unerbittliche photographische Platte als häßliche Verzerrung wiederspiegelt. Auch der Schreiber will stilistisch anmuthig lächeln und siehe da! sein Brief wird zur stilistischen Caricatur.

Und so sind wir denn glücklich beim „Stil“ angelangt; ich setze als selbstverständlich voraus, daß die liebenswürdigen Leserinnen das Citat erwarten werden: „der Stil ist der Mensch“. Das Wort bleibt ewig wahr; und weil es wahr ist, wäre es ungerecht, Anmuth und Feinheit des Stils von der Allgemeinheit zu verlangen. Das wahre Gefühl für die Schönheit und den Adel der Sprache und die Fähigkeit, die Gedanken in eine knappe, geschmackvolle und angenehme Form zu kleiden, ist ein Talent wie jedes andere; und wer dieses feine Sprachgefühl und diese Gewalt über den guten Ausdruck besitzt, darf sich rühmen, zu den bevorzugten Sterblichen zu gehören. Wir haben nicht das Recht zu verlangen, daß Briefe, welche auf eine Zeitungsannonce hin eingehen, im Stile der Frau von Sévigné abgefaßt seien; aber einen Anspruch dürfen wir unter allen Umständen machen: den, daß der Unbekannte, der sich an uns wendet, um mit uns in nähere Beziehung zu treten, uns sein wahres Gesicht zeige, daß sein Brief natürlich sei. „Nichts ist schön wie das Wahre und das Wahre allein ist liebenswerth,“ sagt der Classiker; und ein jeder Brief, welcher der ungekünstelt wahre Ausdruck dessen ist, was der Schreiber sagen will, wird stets, wenn ihm auch die höheren Eigenschaften des Stils versagt sind, auf den Empfänger einen wohlthuenden Eindruck machen. Schreibe also genau so, wie Dir der Schnabel gewachsen ist — das ist die Hauptsache. Ich bin selbstredend höflich genug anzunehmen, daß Dir der Schnabel allerliebst gewachsen ist, aber wäre das auch nicht der Fall, die ungelenke Ursprünglichkeit würde trotzdem immer einen weit vortheilhafteren Eindruck machen, als die geschnörkelte Unnatur.

Vor allem hüte man sich aber vor sogenannten „Originalitäten“, vor dem krankhaften Bestreben, die Wege zu meiden, welche die anderen Wanderer gehen. Es ist immer noch besser, das Bewerbungsschreiben mit der nicht gerade ungewöhnlichen Wendung anzufangen: „Bezug nehmend auf die Annonce im heutigen Blatt erlaube ich mir ꝛc. ꝛc.“ — obwohl diese Wendung einigermaßen an den Anfang der Rede des Bürgermeisters von Mottenburg erinnert: „Unvorbereitet wie ich mich habe“ — es ist immer noch besser, sage ich, zu dem Gewöhnlichen zu greifen, als in ungewöhnlicher und gesuchter Weise zu debütiren. Wehe dem Bewerber, der sein Anerbieten etwa mit den Worten einleitet: „anch' io — ja, auch ich wage es mich um die ausgeschriebene Stelle zu bewerben“ — er kann versichert sein, daß sein Brief ohne Weiteres bei Seite gelegt wird. Und das ist auch recht und billig. Wie kann ich Vertrauen haben zu einem Menschen, der gleich mit einer anspruchsvollen Unwahrheit anfängt? Also, ich wiederhole: die Hauptsache ist, daß der Brief schlicht und wahr das sage, was er nach der Absicht des Schreibers zu sagen bestimmt ist; und man glaube nicht etwa, daß der wahre Ausdruck stets auf den ersten Wurf gelinge; der einfache, klare, durchsichtige Stil bedarf erst recht der Feile, das Wort, welches beim flüchtigen Schreiben aus der Feder fließt, drückt sehr oft nur ungefähr das aus, was der Schreiber zu sagen beabsichtigt und der treffende Ausdruck, welcher den Begriff völlig deckt, ergibt sich häufig erst durch ruhiges Nachdenken und sorgsame Prüfung. Man lasse es sich daher auch nicht verdrießen, den Brief zwei-, dreimal zu schreiben, bis man selbst ganz damit zufrieden ist.

Dies für die Form. Ueber den Inhalt der Bewerbungsschreiben lassen sich allgemeine Regeln nicht aufstellen, weil eben der Inhalt durch die specielle Natur eines jeden Gesuchs bedingt wird. Ueberhaupt möchte ich mich dagegen verwahren, hier ein Receptbuch für gute Briefe, etwa einen jener traurigen „Briefsteller“ zu geben, die kein vernünftiger Mensch gebrauchen sollte. Ich beabsichtige just das Gegentheil von dem zu erreichen, was die „Briefsteller“ erstreben: ich will, daß die Individualität des Schreibers in vollstem Maße in seinem Briefe zur Geltung kommt und die „Briefsteller“ ertödten in unsinnigen Schematen jede Individualität und wollen, daß Hinz wie Kunz schreibe.

In Betreff des Inhalts läßt sich nur ein guter Rath ertheilen: die in dem Schreiben enthaltenen Angaben seien rein sachlicher Natur. Nichts ist bekanntlich beredter, als die Thatsachen, und derjenige, der sich auf frühere Leistungen berufen kann, bringt stets die beste Empfehlung mit sich.

„Der Worte sind genug gewechselt,
Nun laßt mich endlich Thaten sehn —“

sagt auch X. Y. Z., wenn er die auf seine Annonce bezüglichen Briefe prüft; und er wird stets diejenigen der besonderen Beachtung würdigen, welche durch ihren thatsächlichen Inhalt darauf schließen lassen, daß der Bewerber seiner neuen Stellung gewachsen sein werde. Man führe daher Alles zur Sache Gehörige an, aber man unterdrücke alles Ueberflüssige und verfalle nicht in den Fehler der Schwatzhaftigkeit; man heuchle nicht falsche Bescheidenheit, aber man hüte sich auch vor Renommistereien; man sei endlich höflich, aber nicht servil.

Daß das Schreiben in seiner äußeren Ausstattung den Geboten des Anstandes entsprechen muß, ist so selbstverständlich, daß darüber kein Wort zu verlieren ist.

Halte mich nicht für einen Pedanten, meine liebenswürdige Leserin, ich habe dazu ganz und gar kein Talent. Was mich dazu veranlaßt hat, diesen etwas basenhaften Vortrag zu halten, ist die Thatsache, daß sich mancher Würdige eines unbeholfenen Schreibens wegen eine Stellung verscherzt hat, und vielleicht blos deshalb, weil er auf das Schreiben nicht Werth genug legte. Nun, ich glaube, dem Betreffenden kann wenigstens für spätere Fälle geholfen werden, und ich beabsichtige mit diesen Zeilen nichts anderes, als alle diejenigen, welche sich schriftlich um irgend eine Stelle bewerben, auf die Wichtigkeit ihres Schreibens aufmerksam zu machen und ihnen einmal im Zusammenhange eindringlich zu sagen, was sie alle ohne Zweifel längst wissen, aber vielleicht nicht genug beachten.

[2868] H. H.

Der versteckte Dieb.

Skizze von **Friedr. Gerstäcker.**

In der *Straße in Bremen war an einem November-Abend eine kleine Gesellschaft junger Leute beiderlei Geschlechts versammelt, und es ging außerordentlich heiter dabei zu. Draußen tobte freilich einer jener Orkane, die besonders in dieser Jahreszeit den Norden Deutschlands heimsuchen. Der Wind heulte und winselte um die Dächer und in die Schornsteine hinab, brachte die Wetterfahnen in Gang und schleuderte halb zu Eis gewordene Regentropfen mit solcher Gewalt gegen die Spiegelscheiben der Fenster, daß es oft schien, als ob sie unter dem Anpralle zusammenbrechen müßten.

Gerade aber in den durchwärmten und hellerleuchteten Räumen, mit der draußen vorbeifegenden und an den Dächern rüttelnden Windsbraut, fühlte sich die kleine Gesellschaft nur um so behaglicher und gerieth bald in die unter solchen Verhältnissen sehr natürliche Stimmung: sich Geistergeschichten zu erzählen.

Das junge Volk huschelte sich dabei näher zusammen, und je schauerlicher sich das Wetter draußen gestaltete, desto empfänglicher fühlten sie sich für diese, die Phantasie überhaupt aufregende Unterhaltung. Zuletzt wurde es aber doch so spät, daß die älteren Gäste zum Aufbruch drängten; die bestellten Droschken waren überdies schon seit einer halben Stunde vorgefahren und man konnte die armen Kutscher bei solchem Wetter nicht länger warten lassen.

Fünfzehn Minuten später hatte der Besuch das Haus geräumt; die beiden hohen Glasthüren waren verschlossen worden und die Familie selber zog sich in ihre Schlafgemächer in den verschiedenen Etagen zurück.

Es gibt nichts Wohnlicheres, als diese stets in größter Sauberkeit gehaltenen Häuser Bremens, die immer nur von einer einzigen Familie bewohnt werden und deshalb auch stets ein abgeschlossenes Ganzes bilden. Allerdings sind sie, der Raumersparniß wegen, meistens schmal und das viele Treppensteigen wird oft unangenehm. Aber man ist dafür auch wirklich „zu Hause“ — man ist abgeschlossen von der übrigen Welt und begegnet nie

fremden, oft unangenehmen Gesichtern auf der Treppe, wie sich das eben bei Miethwohnungen nicht vermeiden läßt.

Vater und Mutter hatten ihr Schlafzimmer in der ersten Etage oder „eine Treppe hoch". Die beiden erwachsenen Töchter schliefen über ihnen und zwar zusammen in einem Gemach. Dicht daran stieß das jetzt unbenutzte Fremdenzimmer; an dessen anderer Seite lag die kleine Stube ihres Bruders. Die beiden Dienstbotenbetten standen in einer Dachkammer.

Sophie und Clara hatten, nachdem die Gäste das Haus verlassen, noch eine kleine Weile mit Aufräumen zu thun, dann nahmen sie ihr Licht, zogen sich ebenfalls zurück und bald lag das Haus in tiefer Ruhe. Nur der Regen peitschte noch gegen die Fenster und dann und wann rollte ein Wagen in scharfem Trab über das Pflaster.

Clara, die Jüngste, war rasch eingeschlafen, Sophie dagegen, in deren Geist noch die erst vor Kurzem gehörten Erzählungen arbeiteten, konnte — überhaupt mit lebhafterer Phantasie begabt — nicht so rasch zur Ruhe kommen. An ihrer Erinnerung streiften alle die oft grellen Bilder der Gespenstergesichter vorüber, und wenn sie die Augen dann manchmal wie erschreckt öffnete, sah sie nur den matten beweglichen Lichtschimmer, den die noch auf der Straße brennenden Gaslaternen an die Decke warfen.

Endlich übermannte auch sie der Schlaf; noch bei halbem Bewußtsein zogen bunte Traumgestalten an ihrem inneren Auge vorüber, schwanden aber wieder bei der geringsten Bewegung, die sie machte.

Eine Geschichte war unter anderen an dem Abend erzählt worden, wo sich ein Dieb in ein Haus eingeschlichen, unter ein Bett versteckt hatte und in der Nacht seinen Kameraden die Thür öffnete, die dann die Schlafenden überfielen und die ganze Wohnung plünderten.

Auf diese Erzählung mußte sie im Traum gerathen sein, denn sie glaubte sich in dem nämlichen Zimmer — unter dem Bett aber lag der Verbrecher und schnarchte und sie selber war so von Angst erfaßt, daß sie sich nicht zu rühren oder um Hilfe zu rufen wagte.

Wie lange sie so gelegen, wußte sie nicht, aber endlich bezwang sie doch den Bann, der sie wie mit eisernen Klammern gefaßt hielt. Mit einem heiseren Schrei fuhr sie in ihrem Bett empor und: „Gott sei Dank, es war nur ein Traum!" flüsterte sie leise vor sich hin, als sie endlich zum Bewußtsein kam.

Tiefaufathmend legte sie sich wieder auf die Seite — aber schon im nächsten Moment gab es ihr wie einen Stich durchs Herz, denn wieder vernahm sie das Schnarchen und jetzt wahrlich nicht im Traume, denn sie fühlte sich vollkommen und unzweifelhaft wach.

Sophie ließ allerdings ihrer Phantasie manchmal gern die Zügel schießen, war aber doch sonst ein ganz praktisches und resolutes Mädchen und hatte für ihre Jahre schon viel Selbständiges. So wie sie deshalb nur den ersten Schrecken überwunden, beschloß sie — ehe sie Lärm machte — sich auch vorher wirklich und fest davon zu überzeugen, daß sie sich nicht geirrt und diese Laute nicht doch nur ein fortgesetztes Traumbild und ein Erzeugniß ihrer Einbildungskraft wären. So geräuschlos als möglich richtete sie sich auf dem einen Ellbogen empor und fest den Athem anhaltend, lauschte sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit dem Geräusch. — Aber nein — sie hatte sich nicht geirrt: das waren unzweifelhaft die hohlen, schnarchenden Athemzüge eines Schlafenden, die in ihren regelmäßigen Zwischenräumen wiederkehrten und das junge Mädchen, davon erst überzeugt, überlegte jetzt kalt und ruhig, wie sie handeln müsse.

Clara's Bett stand zu Fuß des ihrigen, also in ganz entgegengesetzter Richtung, und dorthin lag auch die heute leere Fremdenstube — dahinter ihres Bruders Zimmer. Dort drüben aber, von woher das Schnarchen tönte, stand ein großes, altväterisches Sopha, unter dem sich allerdings selbst ein starker Mann hätte bequem verbergen können. Sophie erinnerte sich sogar, daß Clara schon oft im Scherz Abends vor Schlafengehen mit der Elle darunter gefahren war, um zu fühlen, ob Niemand da verborgen sei. Außerdem gab es gerade an der Seite keine Thür, denn es war die Wand, die ihr Haus von dem Nachbargebäude trennte.

Und was jetzt thun? Sollte sie leise aufstehen und die Schwester wecken? erwachte aber dann auch der Bube, so waren sie rettungslos in seiner Gewalt. Oder sollte sie den Vater rufen? verließ sie aber jetzt das Zimmer, so blieb Clara allein mit dem schrecklichen Menschen — und doch gab es ja kein anderes Mittel, um Hilfe herbei zu schaffen. Nur der Vater konnte sie retten und langsam und vorsichtig erhob sie sich, erst einmal zu dem Entschluß gekommen, von ihrem Lager.

„Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen", sagt man im Sprichwort, aber der böse Mensch da unter dem Sopha hatte doch das gewiß nicht, und wie sanft schlief er trotzdem — wie regelmäßig tönten seine Athemzüge! Aber das bot dem jungen Mädchen doch jetzt wenigstens die Sicherheit, ihr Vorhaben auszuführen. Rasch und geräuschlos warf sie ihren Morgenrock über, fuhr in ihre Pantoffeln und schob dann vorsichtig den Nachtriegel zurück. Er quietschte allerdings ein wenig, aber den Schnarcher störte das nicht im Geringsten — er mußte baumfest schlafen, und wie das junge Mädchen jetzt nur die Klinke aufgedrückt hatte, glitt sie auch, so rasch sie ihre Füße trugen, die Treppe hinab zu dem Schlafzimmer ihrer Eltern, an dessen Thür sie mit zitternden Händen pochte.

Es war allerdings nicht so leicht, den Senator Beyerling munter zu bekommen, noch dazu, da Sophie doch auch keinen großen Lärm machen wollte. Endlich aber hörte die Mutter das wiederholte Pochen, und öffnete, als sie der Tochter Stimme draußen hörte, schreckerfüllt die Thür.

Der Senator war allerdings schon hinter seinen Ankleideschirm gefahren, und trat gleich darauf in seinem Schlafrock vor; in der Rechten hielt er aber, während Sophie mit flüchtigen Worten ihren Bericht abstattete, den Säbel, in der linken einen Revolver und nach einem kurzen Kriegsrath wurde nur noch beschlossen, den Sohn ebenfalls zu wecken und den Nachtwächter dann von der Straße herein zu rufen. Hiernach konnte man getrost der Verhaftung des Verbrechers entgegengehen, den der Himmel in der Ausführung seiner schändlichen Absicht selber mit Blindheit geschlagen haben mußte.

Wie schlau hatte der Ruchlose gerade diesen Abend benutzt, wo man nicht so genau auf die Hausthür geachtet, und wie hatte er sich trotzdem in seinem eigenen Netz gefangen!

Draußen ging eben der Nachtwächter vorüber — ein leiser Ruf aus dem rasch geöffneten Fenster brachte ihn an die Hausthür, und als er dort Einlaß gefunden und erfahren, um was es sich handele, rückte die vereinigte Mannschaft — da Franz bis dahin ebenfalls von Sophie gerufen worden, gegen das Schlafzimmer der Töchter vor.

Clärchen lag noch ahnungslos in tiefem Schlummer, aber auch ebenso der Dieb, denn als der Senator jetzt dicht hinter dem Nachtwächter, die Lampe in der Linken, den Revolver in der Rechten, während Franz den Säbel genommen, in das Zimmer trat, konnten Alle nur zu deutlich das ruhige, regelmäßige Schnarchen vernehmen, das unmittelbar von dem Sopha herzutönen schien.

Der Senator war übrigens ein vortrefflicher Feldherr, und ließ seine Truppen augenblicklich zum Angriff vorrücken. Während er leuchtete (die Frau Senatorin hatte sich unten in ihrem Zimmer fest eingeriegelt, und fuhr mit dem Schüreisen unter Betten und Kommoden herum), sollte Franz mit der Säbelspitze den ertappten Verbrecher zu dem Bewußtsein seiner Lage bringen und dann wollten sie ihn gemeinsam so lange unter dem Bett festhalten, bis Polizei herbeigerufen war.

So ganz ohne Geräusch konnte das Alles aber nicht ausgeführt werden, und Clärchen fuhr plötzlich mit einem lauten Aufschrei in ihrem Bett empor, starrte die Menschen in ihrem Zimmer, die sie, aus dem ersten Schlaf erwacht, gar nicht einmal gleich erkannte, einen Moment an, und glitt dann unter ihr Deckbett, das sie sich über dem Kopf zusammenzog. Sophie war aber schon an ihrer Seite, und ihren Arm um sie schlingend, flüsterte sie ihr zu getrost zu sein — Vater und Bruder sei da, und der Nachtwächter auch.

In wie weit Clärchen durch diese Versicherung beruhigt wurde, läßt sich nicht gut sagen, denn sie rührte und regte sich nicht; Franz aber, mit dem Gefühl eine scharfe Waffe in der Hand zu halten, näherte sich jetzt beherzt dem Sopha, langte mit der Säbelspitze darunter und fühlte jetzt plötzlich, daß er gegen etwas Weiches und Elastisches kam.

„Hallo mein Bursch!" rief er dabei — „Du bist wohl hier in das falsche Bett gekommen? Heraus mit Dir, oder soll ich Dich mit der Säbelspitze kitzeln?"

Der Besuch da unten rührte und regte sich nicht, aber das Schnarchen dauerte ruhig fort — es war fast unheimlich. Der eingeschlichene Dieb mußte total betrunken sein.

Der Herr Senator versuchte jetzt mit der Lampe unter das Sopha zu leuchten und entdeckte dort allerdings einen langen, dunklen Gegenstand, an dem er aber keine bestimmte Form erkennen konnte.

„Ach Papa," sagte da Sophie — „Mama hat heute unsern Teppich heraufschaffen lassen und unter das Sopha geschoben, weil er morgen gelegt werden soll. Der Mensch muß sich da hinein gewickelt haben."

„Aber er schnarcht noch immer," rief Franz, „das ist ja doch ganz unbegreiflich."

„Na, das wollen wir bald herauskriegen," rief aber der Nachtwächter, überdies ein handfester Bursch, der auch früher zur See gefahren. Niederknieend griff er dabei mit der Hand unter das Sopha, erwischte dort einen Zipfel und zog dann ein langes Packet ohne besondere Schwierigkeit hervor — aber das Schnarchen dauerte fort, und unter dem Sopha war Nichts in der Welt weiter zu erkennen.

Franz rollte jetzt den Teppich auseinander, in dem sich aber ohnedies kein Mensch hätte verstecken können; er enthielt nicht das geringste Verdächtige und trotzdem dauerte das Schnarchen fort. Da endlich legte Franz, nachdem sie auch noch das Sopha abgerückt, sein Ohr an die Wand und rief plötzlich aus:

„Aber Papa — da schnarcht Jemand in dem Haus nebenan!"

Es erwies sich, bei näherer Untersuchung, in der That so. Die Häuser dort sind allerdings sehr wohnlich, die auf den Verkauf erbauten, von denen oft drei oder vier einem einzigen Eigenthümer gehören, aber auch mit sehr dünnen Zwischenwänden aufgebaut. Nebenan nun — wie sich später herausstellte — war gerade heute der älteste Sohn des Hauses, der in Leipzig studirte, in das elterliche Haus zurückgekehrt und hatte sein Zimmer gerade an der anderen Seite der Wand bezogen, wo er die erste Nacht verbrachte. Dafür, daß er furchtbar schnarchte und die Ruhe der ganzen Familie nebenan gestört hatte, konnte er natürlich nicht verantwortlich gemacht werden.

Der Senator schüttelte etwas unwillig mit dem Kopf, denn einmal war er mitten in seiner besten Nachtruhe gestört worden und die Sache war doch, wenn sie unter die Leute kam, unangenehm. Der Nachtwächter stand sich noch am Besten; er bekam, ehe er das Haus verließ, einen Thaler in die Hand gedrückt, und der Senator, der aber immer noch mit dem geladenen Revolver in der Schlafrocktasche, hinter ihm wieder zuschließen wollte, sagte dabei mit wohlwollender Stimme:

„Aber reinen Mund halten, Meier."

„Herr Senator könnt sick drup verlaten", nickte der Nachtwächter beruhigend und wie im Verständniß. „Donnerslag, hett de Mann awer en Snarcher an't Liv." [2867]

Die Pflege der Schönheit.

Von einer Frau.

Die Kunst, schön zu sein, ist wie der Stein der Weisen noch nicht aufgefunden worden; sogar die Regeln dieser Kunst stehen noch nicht fest. Alle Definitionen alter und neuer Philosophen reichen nicht aus, das Wesen der Schönheit zu erfassen und zu umschreiben. Es wird ihnen immer nur gelingen, einzelne Formen derselben anzugeben; das tausendfältige Prisma, wodurch der menschliche Geist und die menschliche Gestalt sich abspiegeln, wird immer wieder durch ein neues, anderes Farbenspiel überraschen und aller bisherigen Wahrnehmungen spotten.

Daher kommt es auch so oft vor, daß ein Gesicht, welches nach den sogenannten Regeln der Schönheit vollkommen zu nennen wäre, dennoch weder reizt noch gefällt, ein anderes, viel weniger regelmäßiger, dagegen so hinreißend wirkt, erwärmt und erfrischt wie Sonnenschein und Frühlingsluft.

Der tiefe Sinn der antiken Welt trachtete danach, dies Phänomen zu erklären durch die Macht der Anmuth, deren Symbol der berühmte Gürtel der Venus war, um dessen Besitz sich sogar die Göttinnen stritten.

Uebrigens ist die Definition der Anmuth ebenso schwer wie die der Schönheit; man hat gesagt, der Reiz in der Bewegung sei der wesentliche Bestandtheil der Anmuth, aber auch in der Ruhe vermag sie sich zu zeigen. Ein liebliches Kind oder ein holdes Mädchen im Schlaf zu sehen, ist gewiß ein Bild voll Anmuth.

Schön zu sein, liegt nicht in der Macht des Menschen, aber anmuthig zu sein, kann man lernen, freilich nicht beim Tanzmeister allein; das Gleichgewicht und die Harmonie der Seele müssen die Bewegungen des Körpers regeln und gewissermaßen adeln, dann entsteht das schöne Ebenmaß, welches Anmuth heißt.

Die häßlichste Frau kann anmuthig sein und dadurch die Wirkung der Schönheit ersetzen; es gibt wenigstens unbestreitbare Beispiele, daß glühende Leidenschaften von häßlichen Frauen eingeflößt worden sind.

Noch ein anderer Trost für Diejenigen, denen das Glück, schön zu sein, versagt worden ist, liegt in der Wahrnehmung, daß es fast kein weibliches Wesen gibt, das nicht wenigstens einige Schönheiten aufzuweisen hätte, wenn es auch nur die Schönheiten „zweiten Ranges" sind, wie eine Kennerin der Frauenreize sie nennt, nämlich schöne Hände, schöne Füße, schöne Haare und schöne Zähne. Es sind gerade diese Reize, welche sich durch richtige Pflege zur Schönheit heranbilden lassen.

Aber auch da, wo die Schönheiten ersten Ranges vorhanden sind, kann oft eine geringe Vernachlässigung, eine Unkunde oder Unvorsichtigkeit große Verluste und Zerstörungen veranlassen, daher ist die „Pflege der Schönheit" von großer Wichtigkeit im weiblichen Leben, und unsere Leserinnen werden hoffentlich dankbar dafür sein, daß wir ihnen Gelegenheit geben, sich recht gründlich über dieselbe zu unterrichten. Wir haben dabei keine eitle Absicht, sondern eigentlich eine sehr ernste, nämlich möglichst alle Krankheiten vermeiden zu lehren, da ohne Gesundheit keine Schönheit möglich ist, wie wir schon vor Jahren einmal als Warnung unseren jungen Damen zuriefen.

Denselben Wahlspruch hat Dr. Klencke in seinem gelehrten Werk über Schönheitspflege, Kosmetik genannt, auch aufgestellt und somit bestätigt. Auf der Grundlage einer rationellen Gesundheitslehre gibt er Rathschläge und Mittel, deren Unfehlbarkeit er jedoch keineswegs behauptet. Er spricht sogar mit großer Aufrichtigkeit aus, daß es eigentlich keine positive Kosmetik gebe, daß man nur erhalten, nicht schaffen könne im Gebiete der menschlichen Schönheit. Dr. Klencke gibt Mittel an zur Erhaltung einer weißen Haut, aber einer gelben kann er keine andere Farbe geben, nicht einmal durch Schminke, denn dieselbe verdirbt nur noch mehr, wie er gründlich beweiset. Dennoch ist das Capitel von der Hautpflege ein sehr ausführliches und empfehlenswerthes, da es die Ursachen eines schlechten Teints mit ärztlicher Gewissenhaftigkeit behandelt und eine reichliche Auswahl von Heilmitteln gibt. Wir nennen hier nur die Waschungen mit Reiswasser, Schwefelmilch in Rosenwasser, Emulsionen von bittern Mandeln, Borax, Gurkensaft u. s. w.

Gegen die Schminke eifert Dr. Klencke wie jeder vernünftige Mensch es thut, aber er ist zu sehr von dem Gebrauch derselben überzeugt. Es gibt in der guten Gesellschaft eigentlich gar keine geschminkten Damen, namentlich keine jugendlichen, denn sie wissen zu gut, wie sie durch Schminke ihre Hauptschönheit zerstören würden. Diese besteht ja gerade im Wechsel der Farben.

Das Märchen von den gemalten Gesichtern, die alle Woche frisch lackirt werden, kann doch keinen Glauben mehr finden! Wenn Madame Rachel in London wirklich Thörinnen fand, die sich Geld abschwatzen ließen, um sich lackiren zu lassen, so erreichten sie es doch nie, schön auszusehen, höchstens glich ihr Gesicht einer hübschen Maske und erregte auch gewiß dasselbe Grauen, welches eine solche stets dem Beschauer einflößt.

Gegen die Seife ist Dr. Klencke sehr eingenommen, er erlaubt nur die ganz reizlose, wie spanische, marseiller, und empfiehlt Kampferseife, die nach seiner Angabe sehr leicht zu bereiten sein dürfte: „Man zerreibt für ½ Silbergroschen Kampher in Mandelöl, schmilzt für ungefähr vier Silbergroschen spanische Seife (aus der Apotheke) in Regenwasser, rührt den aufgelösten Kampher mit einigen Tropfen beliebigen Wohlgeruchs hinein und läßt die Masse in einem Büchschen kalt werden. Dann braucht man täglich etwa eine Quantität von der Größe einer Wallnuß zum Waschen des Gesichts und des Halses."

Dr. Klencke rechnet die Haut zu den Schönheiten zweiter Classe und legt überhaupt mehr Gewicht auf die Züge und den Ausdruck derselben. Er hat darin gewiß sehr recht, aber die Kosmetik ist dabei doch noch machtloser, als bei den anderen Körpervorzügen. Was kann man für Mittel anwenden, um eine schöne Nase zu bekommen? Und sie ist fast der wichtigste Theil des Gesichts!

Für die Schönheit des Mundes läßt sich dagegen viel mehr sorgen; ein großer Mund kann freilich nicht klein gemacht werden, aber er ist oft trotzdem noch schön. Auch hierbei ist die Natürlichkeit Hauptbedingung der Schönheit; Alles, was gekünstelt ist, verzerrt die Züge und besonders den Mund. Indessen gibt es auch eine Natürlichkeit, die häßlich ist und vermieden werden muß, z. B. das Hängenlassen der Lippe, das ungezwungene Gähnen u. s. w. Ein gebildetes Wesen wird sich dergleichen nicht zu Schulden kommen, ebenso wenig das Grimassiren mit dem Munde. Es ist am vortheilhaftesten für denselben, wenn die Lippen für gewöhnlich ruhig aufeinander liegen und beim Sprechen nur so weit geöffnet werden, als die Deutlichkeit es erfordert. Man muß es vermeiden, gleichzeitig zu lachen und zu sprechen, nur bei ganz außerordentlich schönen Zähnen ist es allenfalls erlaubt, aber selbst diesen ist es vortheilhafter, wenn man sie nicht zu oft sehen läßt, namentlich nicht mit Absicht oder Zwang. Es gibt Menschen, welche die Zähne fletschen wie wilde Thiere, um schöne Zähne zu zeigen. Man zwinge sich nie zum Lächeln, es ist nur reizend, wenn es gleichsam wider Willen und verstohlen um die Lippen spielt, es wirkt dann wie Sonnenschein und verschönt immer das Gesicht.

Feuchte rothe Lippen gelten für sehr reizend, wenn sie nicht zu dick oder zu dünn sind; ist letzteres der Fall, so öffne man ein wenig den Mund, dadurch sehen die Lippen breiter aus. Schmale Lippen geben dem Gesicht meistens den Ausdruck von Schärfe und Bosheit. Sind die Lippen zu dick, so mag man die Kunst üben, sie fest zu schließen und ein wenig nach innen einzuziehen, jedoch nur ganz unmerklich, sonst entstellt man sich, weil man affectirt aussieht. Blasse, trockene Lippen müssen zuweilen mit der Zunge benetzt werden, doch nicht zu oft, weil sie leicht danach aufspringen. Ist letzteres geschehen, so bestreiche man die Lippen mit einer rothen Lippenpomade, wasche nachher aber immer den Mund mit frischem Wasser, sonst entsteht leicht Ausschlag an den Mundwinkeln. Obwohl feuchte Lippen schön sind, so dürfen sie doch nie wirklich naß sein. Die Physiognomen behaupten mit Recht, daß sie am Munde mehr noch, als aus den Augen, die Innerlichkeit der Menschen zu erkennen vermögen.

Auch bei den Augen ist die Gesundheit eine Hauptquelle der Schönheit; sie gibt dem Weißen im Auge den bläulichen Schimmer, der Kinderaugen so reizend macht, und verleiht dem Blicke Glanz und Festigkeit, während bei Kränklichkeit die schönsten Augen durch Entzündungen, Blinzeln, Schielen entstellt werden. Auf

die Farbe der Augen kommt es wenig an, die Dichter besangen früher stets die blauen und braunen, aber meergrüne und graue gelten jetzt für ebenso schön. Die häßlichsten Aeugelchen können als Spiegel der Seele durch deren überirdisches Licht verschönert werden. Aber niemals soll man mit Absicht Blicke werfen, weder gen Himmel noch zur Erde; man erscheint dadurch geziert und wird mit Recht verspottet. Die Lebhaftigkeit der Augen ist gewiß eine große Schönheit, aber sie muß spontan sein, ein lebhafter Geist wird sich ohnehin in den Augen bemerklich machen und hinreißend wirken. Bei erhabenen Empfindungen wird sich das Auge ganz von selbst gen Himmel richten und auf natürliche Weise den „weihevollen" Blick bekommen, den Viele so reizend finden, und bei wahrhaft empfundener Verwirrung oder verschämter Bescheidenheit wird sich die Wimper senken.

Noch schädlicher, als affectirte Manieren sind künstliche Verschönerungen des Auges, wie das Bemalen des unteren Lides, der Wimpern und Brauen. Es ist lächerlich und häßlich zugleich, es läßt die Augen unheimlich maskenhaft erscheinen und zeugt von raffinirter Eitelkeit.

Auch über Anstand und Toilette verbreitet sich Dr. Klencke ziemlich weitläufig; er verlangt, daß alle junge Damen die Exercitien einjähriger Freiwilligen erlernen sollen; der Unteroffizier sei unendlich viel geschickter zur Entwickelung einer guten Körperhaltung, als der Tanzlehrer, und wir müssen ihm beipflichten, namentlich ist es rathsam, letztern nicht zu früh anzunehmen, sondern dem Exercirmeister die Vorarbeiten zu übertragen. Gegen das Turnen ist Dr. Klencke aufgebracht, weil es die Glieder ausrecke und unschöne Bewegungen hervorbringe, auch die Hände verhärte und die Schönheit geradezu in Gefahr bringe durch heftiges, gewagtes Springen, Fallen und Stoßen.

Ueber die Toilette bricht Dr. Klencke nach Männerart in Klagen und Schelten aus, worüber wir nach Frauenart zur Tagesordnung der Mode übergehen können.

Ein edler Anstand und ein geschmackvoller Anzug sind unstreitig der beste Rahmen für die Schönheit, ja, sie können in ihrer Wirkung dieselbe fast ersetzen. Man kann den edlen Anstand aber nicht durch äußere Anleitung erlernen, er muß von innen heraus kommen. Eine klare Selbstbeherrschung des Charakters wird sich auch in der Haltung des Körpers ausdrücken und Sicherheit in den Formen des guten Tons entsteht nur durch richtiges Urtheil und Scharfsinn.

Für hochgewachsene Gestalten ist es leicht, eine edle imponirende Haltung anzunehmen, kleine Figuren werden mehr durch Zierlichkeit gefallen. Eine gerade, aber ungezwungene Haltung, Ruhe und Gleichmäßigkeit der Bewegungen, namentlich aber auch ein schöner Gang sind Bedingungen des edlen Anstandes. Ebenso ist die Art des Stehens und Sitzens bei Damen sehr wichtig; man soll ruhig sein, wenn man steht, sich nicht anlehnen, nicht von einem Fuß auf den andern sich bewegen. Wenn man sitzt, soll man sich nicht rasch bewegen, man darf sich in den Sessel zurücklehnen, muß aber darauf achten, daß die Gewänder anmuthig über den Füßen liegen und höchstens die Spitze der zierlichen Schuhe sehen lassen.

Aeltere Damen dürfen sich nicht tief verneigen, wenn sie nicht etwa einer Fürstin vorgestellt werden oder von einem Prinzen angeredet werden. Ein freundliches halbes Neigen des Oberkörpers ist hinreichend, um die Pflicht der Höflichkeit zu erfüllen. Dagegen steht es jungen Damen sehr wohl an, wenn sie mit niedergeschlagenen Augen eine recht tiefe Verbeugung machen; doch muß dieselbe Herren gegenüber nach verschiedenen Graden abgemessen werden; jüngere Herren, die man nicht näher kennt, grüßt man mit einer raschen, kalt-höflichen Verbeugung, Bekannten darf man die Hand reichen nach der englischen Sitte (shake hands), aber niemals einen etwaigen Händedruck erwiedern. Junge Damen dürfen sich nicht setzen, wenn ältere noch stehen, sie dürfen nicht laut sprechen und noch weniger laut lachen. Niemals dürfen sie einen Herrn mit dem Fächer schlagen oder mit der Hand anfassen, wenn er auch nicht mehr jung ist; ein sittiger, mädchenhafter Anstand ist die beste Schutzwehr für junge Damen.

Die Toilette ist nur dann eine Verschönerung, wenn sie den Eigenthümlichkeiten der Person angepaßt wird. Wie viele Damen versehen es hierin und entstellen sich mit ihren Hüten, Hauben, Kränzen und Haartrachten. Bei der jetzigen Mannichfaltigkeit der Mode ist es so leicht, etwas Individuelles herauszufinden, und „Meisterin auf der Toilette", diesem zauberhaften Instrument, kann jede Leserin des Bazar werden, sie möge aber die goldene Lehre nicht vergessen, die Lord Chesterfield, der Meister des guten Tons, schon vor hundert Jahren seinem Sohn ertheilte: „Man muß alle erdenkliche Sorgfalt auf den Anzug verwenden, daß er möglichst wohlkleidend, neu und geschmackvoll werde; wenn er aber fertig ist, und man in Gesellschaft erscheint, gar nicht mehr an denselben denken."

Wir möchten diese Warnung auf die äußere Erscheinung überhaupt anwenden; man pflege die Schönheit, aber man suche es alsdann zu vergessen, daß man sie besitzt, denn die allergrößte Schönheit ist doch die Unbewußtheit derselben. Die gefährlichste Raupe an der Rose der Schönheit ist jedenfalls die Eitelkeit! könnten wir sie ausrotten, würde sich die Glückseligkeit des weiblichen Geschlechtes bedeutend erhöhen, denn die Freuden der Eitelkeit sind Nichts gegen ihre Leiden! Daher ist es zur Pflege der Schönheit nothwendig, die Eitelkeit möglichst zu überwinden, weil sie die reizendsten Züge entstellt. [2637]

Charade.

An meinen beiden Ersten quälet
Sich mancher arme Gymnasiast;
Ob von Begeisterung beseelet,
Fühlt mancher Dichter ihre Last.

Auf meinen beiden Zweiten flieget
Die heut'ge Menschheit hin und her;
Durch ihre schmale Brücke füget
Sich Land an Land und Meer an Meer.

Im traulichen Familienkreise
Findst Abends du mein Ganzes vor,
Da summt es seine alte Weise
Einförmig durch der Stimmen Chor.

[2866]

Auflösung des Räthsels Seite 250.

Weile — Meile — Zeile.

Auflösung des Rebus Seite 250.

„Weiche Seide zerschneidet das scharfe Schwert nicht; stärker als alle Gewalt ist ein nachgebender Geist. Mit sanften Worten magst Du den Elephanten führen am einzigen Haar.

Rösselsprung-Aufgabe.

			aus,	gen-	vol-	Wie	Schatz,	Man	ist	ge-
			ver-	kann	den	Lauf!	len	schwin-	der	gern
Tag	So	mor-	Hält	schön,	mit	rech-	hin	Zeit	das	wacht	Wie
so	je	mit	gehn?	dies	Hän-	den	ist	stig	hat	zu-	Glück!
Haus,	und	jung,	ben	nicht	net	streut	die	rück —	mal	auf,	man
der	reich,	ten	sieht	Und	Le-	Fort	ha-	vor-	sin-	Doch	nug,
Näch-	Und	nach	so	hin,	O	Freu-	Er	ein-	es	aus	nend
mend	Uhr,	man	her;	so	fliegt	ihn	küm-	de	noch	Ge-	war!
mehr,	net	rennt	man	weh,	ger	rollt	der	satt,	mert's	müd'	ein
Was	träu-	nicht	toll	so	hielt	der	hat,	Was	Le-	Wer	uns?
		rech-	es	Zei-	und	nur?	das	nie	und		
		der	viel	Man	bleibt	Wird	Tag	ben	Jahr,		

Correspondenz.

A. H. in **M.** In Betreff der gewünschten Lingerien wenden Sie sich an eine der Firmen Fritz Kisker, vormals Pauly und Scharnweber, Schloßfreiheit 5, Gebr. Mosse, Jägerstraße 47 oder W. Passarge und Sohn, Friedrichsstraße 76, sämmtlich hier in Berlin. Für englische Strumpfwaaren können wir Ihnen die Firma Leonhard Sprick und Co., Berlin, Ecke der Königstraße und Hohen Steinweg I, bestens empfehlen.

W. R. in **G.** bei **Posen.** Um das blaue Seidenkleid zu einem eleganten Gesellschaftsanzuge herzustellen, würden wir Ihnen rathen, dasselbe mit einem Ueberwurfe aus schwarzer Gaze-de-Chambery zu versehen, Taille und weite Aermel mit Spitzen garnirt; eleganter noch wäre ein solcher Ueberwurf aus écru Gaze-de-Chambery mit Spitzen in derselben Nüance garnirt, beides vorräthig bei H. Gerson, Berlin, Werderscher Markt. — Den gewünschten Corsetschnitt werden Sie in der nächsten Arbeitsnummer finden.

Lg. in **Kopenhagen.** Wenden Sie sich direct mit einer schriftlichen Anfrage an eine der Modistinnen: Frl. Rosalie Wernicke, Unter den Linden 68a, Frl. Landsberg, Markgrafenstraße 62 oder Frl. J. Schönbrod, Leipzigerstraße 44, sämmtlich in Berlin.

Abonnentinnen in **Baden.** Zu einer modernen und reichen Brauttoilette rathen wir Ihnen eine Schleyprobe von weißer Seide zu wählen, Tunika und Taillengarnitur von ächten Spitzen, oder, was freilich einfacher ist, von Illusionstüll, aus welchem Stoffe auch der lange, die ganze Figur umwallende Schleier hergestellt wird. Im Uebrigen verweisen wir Sie auf die Brauttoiletten Seite 62 des Bazar 1871.

M. K. in **H. Siebenbürgen.** Ihren Wunsch in Betreff der Schnitte zu Knabenhemden werden Sie in einer der nächsten Nummern erfüllt sehen. — Was den Chignon betrifft, so könnten Sie ihn zu einem Friseur nach Wien schicken, um ihn aufsärben zu lassen; da dieses aber nicht besonders dauerhaft ist, so würden wir Ihnen rathen, lieber gleich einen neuen, modernen zu kaufen.

Albertine Jeanne. Die gewünschten Stickereidessins (Guirlande und Kranz von Stiefmütterchen) können wir leider nicht für die nächste Zeit versprechen, Sie erhalten sie aber jedenfalls ganz nach Wunsch, wenn Sie sich direct an die Tapisseriehandlung von C. A. König, Berlin, Jägerstraße 23, wenden. — Das Monogramm soll so bald als möglich erscheinen. — Schwarze Tuchjacken mit farbiger Stickerei sind durchaus nicht mehr modern, wir rathen Ihnen entschieden zu einem schwarzen Talma mit langen Franzen und mehr oder minder reicher Verschnürung von schwarzer, seidener Rundschnur. — Die praktischsten Kaffeemaschinen sind die Wiener „Non plus ultra"; sehr praktische Kaffeebrenner, auch Selbstbrenner mit Uhrwerk, erhalten Sie bei E. Cohn, Hausvoigteiplatz 12, in Berlin.

E. v. H. langjährige Abonnentin auf dem Lande. Ein schwarzes Barègekleid können Sie auch tragen, ohne in Trauer zu sein, nur darf nie ein weißer Unterzug dazu getragen werden, dagegen recht gut ein weißer Strohhut mit weißer Feder und schwarzem Sammet garnirt. Auch können Sie Ihre blaue Schärpe dazu benutzen, eleganter freilich ist eine schottische. Die Taille, ob Schoßtaille oder nicht, muß immer ein rund ausgeschnittenes Futter haben.

Eine alte Fragerin in **E.** Mit Gas heizbare Koch- und Zimmeröfen rentiren auch bei bester Construction nur dort, wo das Gas sehr billig ist. Wir haben nicht erfahren können, ob die E.'schen Oefen hier noch angewendet werden. — Ueber Kocheinrichtungen, Heizung 2c. finden Sie ausgezeichnete Aufsätze von Professor Meidinger verfaßt in dessen Badischer Gewerbzeitung (Karlsruhe, Braun'sche Buchhandlung), Jahrgang 1867, Preis 20 Sgr.

S. Gouvernante in **T.** Das Stottern ist in den meisten Fällen heilbar. Lesen Sie das Buch: „Klenke, die Fehler der menschlichen Stimme und Sprache, Kassel 1851". Ueber die uns benannten Sprachärzte haben wir Näheres nicht erfahren können.

Bazar — immerdar! Sie können, ohne zu verstoßen, die Antrittsvisiten am neuen Ort in Trauertoilette machen, denn Ihre Befürchtung, unhöflich zu erscheinen, wenn Sie die nöthigen Besuche bis nach Ablauf des Trauerjahrs hinausschieben, könnte leicht in Erfüllung gehen.

Alice Mathilde. Ihre Wünsche in Bezug auf Corsetschnitt, Haube und Lingerie werden Sie in kürzester Zeit erfüllt sehen; ein Corset ceinture régente finden Sie in der nächsten Arbeitsnummer. — So schmeichelhaft für uns Deutsche Ihr Wunsch ist, besonders von einer Ausländerin ausgesprochen, daß „der Bazar seinen Abonnentinnen die ‚deutsche Sitte' bis ins kleinste Detail brächte", so sehen wir uns leider durch den Mangel an Raum verhindert, diese Bitte zu erfüllen. Vielleicht finden Sie das Gewünschte in dem Werke: Deutscher Brauch und Sitte von L. Kochholtz.

Einer Abonnentin in Unterliederbach würden wir sehr gerne, ihrem Wunsche gemäß, „Nr. 20 des Bazar umgehend zustellen", damit sie weiß, wie es zu Anfang mit „Des Professors Töchterlein" war. Aber — allwissend sind wir nicht: Sie haben uns doch zuviel Divinationsgabe zugetraut! Wie sollen wir Ihre Adresse wissen, wenn Sie, wohl im Drange der Geschäfte, vergessen haben, uns Ihren Namen anzugeben? Nun bleibt Ihnen wohl nichts übrig, als sich mit Ihrer Beschwerde direct an die Buchhandlung oder Postanstalt zu wenden, bei der Sie abonnirt sind; da werden Sie denn schon erfahren, wo „des Professors Töchterlein" geblieben ist.

E. K. in **Mainz.** Da wir Ihnen den Schnitt zu Oberhemdchen nicht mit Bestimmtheit für die nächste Zeit versprechen können, rathen wir Ihnen, sich die fehlende Nummer durch den Buchhändler kommen zu lassen. — Den von Ihnen erwähnten Gegenstand in Ihr „gutes Zimmer" zu stellen, ist durchaus zulässig, denn da er nothwendig ist, so ist er auch erlaubt. Nur muß er nicht durch besonders originelle Form die Augen auf sich ziehen wollen.

Eine junge Polin auf dem Lande soll es lieber vermeiden, zu einem hellfarbigen Rocke eine schwarze Tüllbluse zu tragen, es sei denn, daß die Untertaille vom Stoffe des Rockes ist.

Betty König in **Fürth.** Ihren Wunsch wegen der Vorlagen zu Schuhtaschchen in Filet sollen Sie in einer der nächsten Nummern erfüllt sehen.

C. P. Recept zu einem abgeriebenen Napfkuchen: ¾ Pfund bester gewaschener Butter wird auf dem Marienbade zerlassen, nach und nach 21 Eidotter hineingerührt, ferner 3 Tassen süßer Sahne, einige Löffel voll Hefe, 12 Loth Zuckerpulver, abgeriebene Citronenschale und gestoßene Muskatblumen zugegeben. Hierauf rührt man 1½ Pfund Mehl und das zu Schnee geschlagene Eiweiß mit der vorigen Masse untereinander, daß ein mäßig steifer Teig dadurch entsteht und läßt diesen in einer mit Butter ausgestrichenen Form aufgehen und dann langsam in einem nicht zu heißen Ofen backen. — Englisches Theegebäck: ¾ Pfund bester Butter wird mit 9 Eidottern zu Schaum gerührt und dieser nach und nach mit ¾ Pfund Zucker, der abgeriebenen Schale einer Citrone, ¾ Pfund feines Mehl, 4 Loth kleine Rosinen, 2 Loth abgeschälte, länglich geschnittene Mandeln vermischt und zuletzt das zu Schnee geschlagene Weiße von 9 Eiern zugerührt. Diese Masse läßt man in kleinen mit Butter ausgestrichenen Formen, oder papierenen Kästchen, welche etwas über die Hälfte angefüllt werden, ½ Stunde hindurch langsam backen.

Elise in **O.** Die chirurgische Klinik der Herren Prof. Dr. Fischer und Dr. Maaß in Breslau befindet sich im Besitz eines guten galvano-caustischen Apparates.

F. S. W. Man kann allerdings todtes Haar in verschiedenen Nüancen färben, unmöglich können wir Ihnen aber das geeignete Färbemittel angeben, da wir nicht den Farbenton Ihres dunkelblonden Haares kennen. Versuchen Sie indeß den Zopf, nachdem er gehörig, zuerst mit Seifenwasser, dann mit Potaschenlösung von Fett gereinigt ist, durch Bürsten mit einer Auflösung von humussaurem Ammoniak (aus der Apotheke) zu färben. Dies Färbemittel kann man sich auch einfach dadurch bereiten, das man gepulverten Torf (1 Theil) mit verdünntem Salmiakgeist (10 Th. Salmiakgeist, 5 Th. Wasser) einige Tage lang stehen läßt, die Mischung auspreßt und die erhaltene braune Flüssigkeit filtrirt.

Pfarrer **W.** in **B.** Das sogenannte „Kraftpulver" von Dittmann in Charlottenburg ist folgendermaßen zu bereiten: 50 Th. trocknes Eichenrindenextract werden in 150 Th. Wasser gelöst, mit 80 Th. Gerstenkraftmehl und 40 Th. Dextrin gemischt, erwärmt, zur Trockne eingedampft und dann noch 50 Th. des Eichenrindenextractes hinzugefügt, scharf getrocknet und gepulvert.

Léocadie. Das beim Frisiren der Haare verwendete Zuckerwasser ist unschädlich für die Haare, sobald man dafür Sorge trägt, daß die Kopfhaut durch Waschen mit Eigelb und Boraxlösung (mindestens zweimal wöchentlich) gehörig rein gehalten wird. Das Einfetten der Haare bei natürlich fettem Haar ist vollkommen überflüssig.

F. L. in **Nordholland.** Die eingesendete mit farbigem Muster bedruckte Zeugprobe ist durchaus unwaschbar. Die Farben des Musters sind nur oberflächlich aufgedruckt und werden durch die mechanische Behandlung beim Waschen heruntergerieben.

Frau **A. K.** Die eingesandte Zeugprobe läßt sich nicht in derselben Farbe auffärben; am besten wird es sein, den Stoff dunkelbraun färben zu lassen; bei jedem Auffärben wird der neue Farbenton dunkler sein müssen als der ursprüngliche. — Das Möbelpolirmittel „Kiesellack" von Schwartz, Berlin, Leipzigerstraße wird, soviel uns bekannt, in Flaschen zu 5 und 7½ Sgr. verkauft. Ohne Frage erschweren Stellen, welche mit Kiesellack polirt waren, dem Schreiner das Aufpoliren des ganzen Stückes nicht. — Das beste Mittel gegen allerlei Ungeziefer bleibt frisches Insectenpulver (bei kleinen Kaufleuten wird sehr viel schlechtes, verfälschtes und verlegenes verkauft, man kaufe daher aus einer größeren Droguenhandlung oder Apotheke). Motten vertilgt man durch fleißiges Lüften, Ausklopfen und Reinigen den Möbel, Einstreuen einer Mischung von Kampher, Pfefferpulver und Insectenpulver. Ameisen vergiftet man, wenn man denselben Honig mit Pottasche zusammengerührt zum Fressen hinstellt. Besten Dank für die Mittheilung, daß man die dunkeln Ränder, welche entstehen, wenn man einen Fettfleck aus einem Stoff mittelst Benzin fortbringt, verhindert, wenn man um den Fettfleck in einiger Entfernung mit weichem Wasser einen nassen Kreis macht, so daß das auf den Fleck gegossene Benzin in das Regenwasser verläuft.

Emma von P. aus **Ungarn.** Ein durch Transpiration und Sonne gebräunter gewordener Hals wird, sofern der Hals später durch Schirm oder Schleier aufmerksam vor der Sonne geschützt wird, von selbst, wenn auch langsam, wieder weiß. Zur Unterstützung wäscht man Abends den Hals mit Kampherspiritus, der mit etwa der doppelten Menge Wasser gemischt wurde, und welcher — beim Gebrauch umzuschüttelnden — Mischung man etwas Citronensaft zusetzt. Den Hals hüllt man Nachts in Wachstaffet ein und wäscht sich Morgens mit Mandelkleie oder mit dem Saft ausgepreßter Gurken.

Hannenüber. Das von uns öfter beschriebene Einhüllen der Hände (resp. Füße) in mit heißem Tischlerleim bestrichene Lappen ist ein namentlich im Sommer anzuwendendes vortreffliches Mittel gegen den Frost.

Langjährige Abonnentin. Das Haarfärbemittel, Eau de Capille von Kamprath und Schwartze, ist nicht wie die Verkäufer angeben, „frei von allen nachhaltig wirkenden ätzenden Substanzen", sondern, wie leider die meisten der gegenwärtig im Handel befindlichen Haarfärbemittel, bleihaltig. Daß der Gebrauch solcher Mittel gefährlich ist, beweist die kürzlich gemeldete Erkrankung des Königs von Schweden nach dem Gebrauch von Hall's vegetable Sicilian Hair Renewer, welches Mittel in der Unze ca. 7 Gran Blei enthält. — Stark auftretende Kopfschuppen, verbunden mit starkem Haarausfall deuten auf Schinnenflechte; versäumen Sie nicht, die Kopfhaut von einem Arzt untersuchen zu lassen.

Aglaë in **L.** Das übermangansaure Kali wird als Mundwasser in der Art gebraucht, daß man eine concentrische Lösung desselben (1 Theil übermangans. Kali in 20—30 Theilen destill. Wasser) vorräthig hält und von dieser so viel zu einem Glase mit Wasser zutröpfelt, daß dieses schön rosenroth gefärbt erscheint. Dieses Mundwasser benützt man zunächst früh Morgens, bedient sich desselben aber auch zum Ausspülen des Mundes nach der Mahlzeit. Die Zähne reinigt man von Zeit zu Zeit mit venetianischer Seife und benützt erst nach völliger Entfernung der Seife die übermangansaure Kali-Lösung als Mundwasser. — Bei vollkommen gesundem Haarwuchs ist der tägliche Gebrauch eines Kammes — vorausgesetzt, daß man die Haare damit in der ihnen von Natur gegebenen Richtung kämmt — nicht nur nicht schädlich, sondern nützlich.

Langjährige Abonnentin H. B. Den unangenehmen Lichtreflex, der Bleistiftzeichnungen zeigen, schafft man — nota bene, wenn reine Graphitzeichenstifte benutzt werden — einfach durch rasches Eintauchen der Zeichnungen in Wasser fort.

Das Gänschen im Süden. Uns ist die Zusammensetzung der Popp'schen Zahnplombe nicht bekannt, Ihrer Beschreibung nach aber scheint dieselbe aus dem Sorel'schen Zahnkitt, der allgemein von Zahnärzten benutzt wird, identisch zu sein. Dieser besteht aus einem weißen Pulver (Zinkoxyd) und einer Flüssigkeit (concentrirte Auflösung von Chlorzink), welche beide Substanzen beim Zusammenbringen erhärten. Der Kitt ist, in die Zahnhöhle gebracht, dort ganz unschädlich, natürlich muß dies möglichst durch einen Sachverständigen geschehen. Innerlich genommen würde die Zinklösung starkes Brechen erregen. — Ihre zweite Frage, ob die Zinklösung schwarzes Haar in weißes umwandeln würde, ist mit „Nein" zu beantworten.

S. F. in **R.** Erst jetzt erfahren wir Näheres über das sogen. Centralbureau in Bern, Namens „Felicitas", und zwar wird uns mitgetheilt, daß dasselbe völlig auf Prellerei des Publicums absieht. Zahlreiche Anzeigen sollen bei den Polizeiämtern verschiedener Orte eingelaufen sein, in Brünn, wo sich eine Filiale der saubern Berner Gesellschaft befindet, sind allein 144 solcher Anzeigen gemacht worden.

E. H. 27. A. Z. in **O. Langjährige Verehrerin** in **Hannover.** Das von uns empfohlene Enthaarungsmittel Psilothron wirkt völlig schmerzlos und ist unschädlich; Sie erhalten dasselbe bei G. Baum, Berlin, Leipzigerstraße 57, in Breslau bei Störmer und Mohr, Schmiedebrücke. Preis 1 Thlr.

M. T. in **D.** Flecke von Wagenfett in Zeugen bestreicht man zuerst mit Butter, damit sie erweichen und entfernt sie dann mit Benzin. Sicherer gehen Sie, wenn Sie die Stoffe einer chemischen Reinigungsanstalt anvertrauen.

Fr. **Louise** L. Um Rothweinflecke aus polirtem Marmor zu entfernen befeuchtet man dieselben mit schwacher Kleesalzlösung, wäscht mit reinem Wasser nach und schleift mit fein gestoßenem, gesiebtem, weißem Marmor mittelst eines Lappens, der in Wasser und dann in das Pulver getaucht wird, die Stelle ab. Zum Nachpoliren und Glänzendmachen des Marmor reibt man denselben dünn mit Polirwachs (aus gleichen Theilen weißem Wachs und Terpentinöl gemischt) ein und polirt mit einem Leinwandballen nach.

W. K. in **J.** Verwaschenem Drell gibt man dadurch eine gelbliche Farbe wieder, daß man ihn in folgender Färbeflotte eine halbe Stunde lang unter Umherziehen kocht: 5 Pfund Gerberlohe werden in einem kupfernen Kessel ausgekocht und der durchgeseihten klaren Flüssigkeit 10 Loth Alaun und 10 Lth. Salpetersäure zugesetzt. Nach dem Färben nimmt man den Stoff heraus, wäscht ihn in Seifenwasser und spült.

Verlag der Bazar-Expedition in Berlin, 54/55 Unter den Linden. Redacteur: Paul Lindau in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.